Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 17 (1935)

Heft: 30

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 10.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 26. Juli 1935. Erſcheint jeden Freitag 17. Jahrgang. Nr. 30

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Poſt jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern koſten 20 Rappen / Erhältlich auch in ſämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Poſtcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Organ für Frauenintereſſen und Frauenkultur
Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine
Verlag: Genoſſenſchaft „Schweizer Frauenblatt“, Winterthur
Inſeraten-Annahme: Adminiſtration des „Schweizer Frauenblatt“, Winterthur, Technikumſtr. 83, Poſtfach 210, Tel. 22.252, Poſtcheck VIII b 58
Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vorm. G. Binkert A.-G., Telephon 22.252

Inſertionspreis: Die einſpaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorſchriften der Inſerate / Inſeratenſchluß Montag Abend

Aus dem Inhalt:

Der freiwillige Arbeitsdienst
Drei Wochen in der studentischen Arbeitskolonie Duvin
Vereinigung - enge Zusammenarbeit?
Der Luftschutz und die Frauen
Die aussereheliche Mutter und ihr Kind
Besuch in Asolo
Literarische Beilage

Wochenchronik.

Inland.

Auch die ſchweizeriſche Politik ſcheint „in die Ferien“ gegangen zu ſein. Es iſt wenig von Bedeutung zu melden. Im Teſſin haben kürzlich die Behörden in den Räumen der **„Adula“**, jenes bekannten Blattes, das unter dem Vorwand der Wahrung der Italianität des Teſſins eine an Landesverrat grenzende irredentiſtiſche Propaganda treibt, eine Hausdurchſuchung vorgenommen, die, wie es heißt, nicht ohne Ergebniſſe blieb. Darob in den italieniſchen Zeitungen größte Entrüſtung und die häßlichſten Anwürfe gegen die „tedeſchi“ in Bern, die die Italianität des Teſſins untergraben.

Die **Bundesbahnen** ſchleppen ihr Finanzelend weiter, auch der Juni blieb wieder weſentlich hinter den Einnahmen des letzten Jahres zurück. Man rechnet bis zum Ende des Jahres mit einem Defizit von 60 Millionen. Auch Poſt und Telegraph weiſen zum erſtenmal Mindereinnahmen von gegen 6 Millionen auf.

Der Schweizeriſche Gewerkſchaftsbund hat ſich gegen die Zuſammenarbeit mit kommuniſtiſchen Organiſationen ausgeſprochen, während die ſchweizeriſche kommuniſtiſche Partei ihrerſeits der ſchweizeriſchen ſozialdemokratiſchen Partei die Annahme der ihr geſtellten Bedingungen für die Herſtellung einer **Einheitsfront** zuſagte.

Gegen die **Totalreviſion** hat ſich ein überparteiliches Komitee gebildet.

Und um noch einmal auf die Schlägerei im Zürcher Kantonsrat zurückzukommen und vor allem auf die durch die Preſſe gegangene Meldung, daß die von der Sitzung ausgeſchloſſenen Walter und Dr. Tobler ſich draußen lachend über ihre Miſſetaten zuſammen unterhalten hätten, ſo wird uns hiezu berichtigend mitgeteilt, daß letzteres den Tatſachen nicht entſpreche. Umſo beſſer!

Ausland.

Muſſolini hat kürzlich einem Vertreter des „Echo de Paris“ gegenüber die koloniſatoriſche Miſſion **Italiens** betont als Fortführung der großen europäiſchen Koloniſations- und Ziviliſationsarbeit überhaupt. Dieſe nicht fortzuſetzen und im Gegenteil Italien dafür vor den Völkerbund zitieren zu wollen, ſei ein Zeichen von Europas beginnender Dekadenz und Selbſtaufgabe.

So konnte man vielleicht vor einem Völkerbund denken. Mit ihm iſt aber etwas anders geworden. Der Gleichberechtigungsgedanke, das Selbſtbeſtimmungsrecht hat die Völker ergriffen, auch die Kleinen und die Farbigen. Unvereinbar mit dem Völkerbundsgedanken iſt es, mit Waffengewalt — hat uns nicht Japan darum ſeinerzeit ſo entrüſtet? — einem andern Lande, auch wenn es „nur“ ein farbiges iſt, Koloniſation und Ziviliſation aufzuzwingen. Die farbigen Völker reagieren auch heute ganz anders. Sie ſind erwacht, ſie haben — an Hand des Völkerbundsgedankens — Selbſtbewußtſein und Eigenleben bekommen (Aegypter, Araber, Türken, Neger, Perſer, Afghanen, Inder uſw.). Ein heutiger kolonialer Krieg der weißen Raſſe müßte ganz unweigerlich die bitterſten Haß- und Rachegefühle in ihnen wachrufen und vor allem auch die Kolonialvölker ſelbſt gegen ihre Koloniſatoren in Bewegung bringen. Die Folgen wären für Europa, ja für die ganze Welt, unabſehbar. Es iſt einem unbegreiflich, daß Muſſolini das nicht ſelbſt ſieht oder nicht ſehen will. Dazu droht Japan mit abeſſiniſchen Sympathien. Man muß alſo Englands ganz außerordentliche Sorgen trotz aller eigenen Intereſſengebundenheit nicht nur begreifen, ſondern reſtlos teilen. Die diplomatiſchen Bemühungen um eine gütliche Beilegung ſcheinen ſo ziemlich erſchöpft zu ſein und ſo ſieht ſich die britiſche Regierung nun vor eine der folgenſchwerſten Entſcheidungen ſeit 1914 geſtellt, vor das „was nun?“ Sie hat ſich für den Völkerbund entſchloſſen. Die Sache wird nun alſo trotz allen Drohungen Italiens und trotz allem Sträuben vor das Genfer Forum kommen. Der Völkerbundsrat wird in der Angelegenheit nächſte Woche zuſammentreten. Frankreich hat, wenn auch — um der italieniſchen Freundſchaft willen — nicht leichten Herzens ſeine Zuſtimmung gegeben. Konnte wohl auch nicht anders, denn ſchließlich fußt ja auch ſeine Politik ganz auf dem Völkerbund.

Innenpolitiſch geht **Laval** den unpopulären Weg ſeiner Spardekrete mutig weiter. Nicht nur die Gehälter werden gekürzt, auch die wichtigſten Lebenskoſten. Zinſen, Mieten, Brot, Kohle, Elektrizität — werden geſenkt. Wohl kam es zu ſehr zahlreichen Proteſten und Proteſtaktionsverſuchen, aber das erwartete Maß iſt bis jetzt nicht überſchritten worden und ſo iſt zu hoffen, daß es Laval gelinge, das Land über die finanzielle Kriſe hinweg zu bringen.

In **Deutſchland** geht es nun auch gegen die Katholiken. Der neue Staat verlangt, daß ſeine Geſetze von allen reſtlos reſpektiert werden. Wie die Bekenntniskirche, iſt auch die katholiſche bereit, dies zu tun, ſoweit es mit ihrem Dogma vereinbar iſt. Verſchiedene, ſo namentlich die Steriliſationsgeſetze, Geſetze über den Religionsunterricht uſw. ſind aber niemals damit zu vereinen. Die katholiſche Kirche führt darum einen ſcharfen Kampf gegen dieſe, wie auch gegen die antikirchlichen, die neuheidniſchen Strömungen des nationalſozialiſtiſchen Staates. Dieſer betrachtet dieſen Kampf als gegen ſein Regime als gegen ihn ſelbſt gerichtet. Goering hat die Staatsbehörden angewieſen, mit allen geſetzlichen Mitteln gegen die „politiſierende“ Geiſtlichkeit vorzugehen. Die katholiſche Kirche nimmt den angeſagten Kampf mit Märtyrermut auf. Göring verfügte bereits ein weiteres: den konfeſſionellen Jugendverbänden iſt das Tragen von Uniformen und jedes öffentliche Auftreten verboten worden. Binnen kurzem dürfte es wohl zu ihrer völligen Auflöſung kommen, ein Anfang iſt bereits gemacht. Es iſt eine Machtprobe unheimlichen Ausmaßes, auf die der Nationalſozialismus ſich hier einläßt. Daneben geht der Kampf gegen die Juden weiter. In Berlin iſt Graf Helldorf, einer der ſchärfſten Antiſemiten, zum Polizeipräſidenten ernannt worden. Das deutet auf nichts Gutes. Auch die Bekenntniskirche muß ſich auf neue Angriffe gefaßt machen.

Zum 1. Auguſt.

E. B. „Man mag über Feſte denken, wie man will, man mag an ihrer Entartung und Verflachung in einer ſchweizeriſchen Feſtſeuche berechtigte Kritik üben. Die großen eidgenöſſiſchen Feſte jedenfalls ſind ſpontan aus dem Volk heraus entſtanden als ideelle Kundgebungen, die wir umſo nötiger haben, je mehr in Kriſenzeiten die materielle Bedrängnis wächſt und die Sonderintereſſen in ſcharfe Gegenſätze zu einander ſtellt.“

So ſtand vor kurzem bei Anlaß des eidgen. Sängerfeſtes in einer großen Tageszeitung zu leſen. Und wiſſen wir Frauen um den Sinn von Feſten nicht auch aus unſeren Erfahrungen im Familienkreiſe? Was bedeutet uns ein wohlgelungenes Familienfeſt? Es braucht dabei gar nicht etwa hoch herzugehen mit Aufwand aus Küche und Keller, noch immer entſcheidet die „geiſtige Leitung“, der Aufwand an Geiſt und Gemüt über den Gehalt eines häuslichen Feſtes. Spannung zwiſchen den Einzelnen, Sorgen im Großen und Kleinen werden zurückgeſtellt an ſolchen Tagen, die Freude hat ihr Recht — und, wenn ein ſolches Feſt wohl geraten, ſo wird als bleibende Gabe das Erlebnis von Zuſammenhalt und Verbundenheit mit in den Alltag genommen. Ein Geſchenk, das uns nie nötiger iſt, als in Zeiten voll von Angſt und Unſicherheit.

Wenn unſere Schweizerfamilie am erſten Auguſt ihre Bundesfeier abhält, ſo iſt uns auch nicht wichtig, daß Raketen und bengaliſche Beleuchtung den Abend „verſchönern“, noch ſehen wir den Sinn dieſer Feier darin, daß in den Hotels beſonders ſchöne Feſteſſen mit Schweizerchalets aus Marzipan gegeſſen werden, nicht einmal die obligate Rede des Auserleſenen unter den Gäſten — vielleicht iſt er gar ein Politiker von Rang — iſt das Weſentliche. (Wir wollen dankbar die gute, aus wahrem innerem Erlebnis geſtaltete Anſprache gelten laſſen, nicht aber die billige des gewandten Redners, der einmal im Jahr auch von Gemeinſchaft reden kann, wenn er auch im übrigen Teil des Jahres unter Gemeinſchaft nur ſeine Familie und ſeine Partei oder ſonſt eine Gruppe mit ihm gleich Intereſſierter verſteht.)

Wir erleben bei der Feier des erſten Auguſt ein anderes. Der Tag unſerer Bundesfeier iſt ein Tag der Beſinnung, der Dankbarkeit und der Erneuerung eines Verſprechens. Wenn in den Jahren und Jahrzehnten wirtſchaftlichen Gedeihens und politiſcher Scheinruhe vor dem Weltkrieg für manche die Bundesfeier „ein ganz hübſcher Tag mit Höhenfeuer und ſonntäglichem Anſtrich“ geweſen war, ſo iſt ſeine Bedeutung uns Heutigen viel tiefer wieder bewußt geworden: Wir zittern für Gefährdetes und wir danken für noch Beſtehendes, uns im Innerſten bewußt, daß die Erhaltung und die weitere Geſtaltung unſeres großen Gutes, unſerer ſchweizeriſchen Demokratie vom Verhalten unſerer Generation weitgehend abhängt.

Unſerer Bundesfeier ging dieſes Jahr eine entſcheidend wichtige Volksabſtimmung voraus, die Stellungnahme zur Kriſeninitiative. Die ebenſo wichtige Abſtimmung über die Reviſion der Bundesverfaſſung wird ihr am 8. September folgen. Beide Male ſind Entſcheide zu fällen, die für unſere Heimat von größter Bedeutung ſind. Daß ſolche Fragen jetzt geſtellt werden, daß ſie und mit ihnen ſo manche andere Frage zu höchſter Gewiſſenhaftigkeit im Entſcheid aufrufen, iſt Zeichen einer bewegten Zeit. Von der Bürgerpflicht des Ueberlegens und der ſachlichen Stellungnahme ſchließen auch wir Frauen uns nicht aus, obwohl wir ja nicht gefragt ſind; aber welche denkende Frau wollte vorbei leben an dieſen entſcheidend wichtigen Fragen, wollte ſich ausſchließen von Ausſprache und Ueberlegung mit ihrem Manne, ihren Söhnen und Freunden. Daß ſolche Fragen uns heute bewegen, iſt gut. Wir haben uns nicht dabei aufzuhalten, bedauernd feſtzuſtellen, daß es einmal „ruhigere Zeiten“ gegeben habe. Es kann Großes und Gutes aus ſchwerer Zeit entſtehen. Und wer wollte beſtreiten, daß wir des Großen und Guten erneut bedürfen?

Aber das Große und Gute hat heute einen ſchweren Weg. Zeiten, wie die unſere, da harter Wirtſchaftskampf die Egoismen allenthalben weckt, begünſtigen Gruppenbildungen, die unter dem ſo beſtechenden Schlagwort „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“ Eigennutz nicht für einen allein, wohl aber für ihre ganze Gruppe ſuchen und ihn damit als Gemeinnutz verkleiden. Das iſt eine der Gefahren. Eine andere, ebenfalls Zeichen der Zeit, liegt darin, daß die wirtſchaftliche Not den Boden bereitet zur Bereitſchaft der Maſſen, jedem demagogiſchen Volksbeglücker kritiklos Gehör zu ſchenken. Wer nichts mehr zu ſchützen und zu verlieren hat, wird bereit für Lehren von der Aufhebung der Güter anderer, gleichviel, ob es ſich um ideelle oder materielle Güter handle. Wer vor dem Verzweifeln ſteht, der hört im Verſprechen, daß eine neue Geſellſchaftsordnung oder eine veränderte Staatsform „alles anders und beſſer“ mache, ein Prophetie, der er gläubig zu folgen ſich anſchickt. Und ſo ſehen wir, jeder Wahlkampf, jede Preſſepolemik oder Abſtimmungskampagne zeigt es uns, daß der Gruppenegoismus immer größer wird, die Gräben zwiſchen den ſich befehdenden Gruppen immer tiefer und die Kampfmethoden immer ſkrupelloſer. Und wir erfahren zudem, daß die Maſſen, deren Meinungen durch das ſchweizeriſche Radio zu wenig und durch das ausländiſche Radio zu viel beeindruckt werden, deren Anſicht über den politiſchen Gegner durch eine zum Teil gewiſſenlos hetzeriſche Preſſe geformt wird, Einſicht in die wahren Zuſammenhänge nicht immer bekommen, nur ſtändig erzogen werden zu kritikloſer Annahme von Anſchauungen, die nicht der vollen Wirklichkeit entſprechen.

Was iſt uns not, damit unſer Volk den zerſetzenden Einflüſſen im Innern und den mit pathetiſcher Wucht oder auch mit unterirdiſch ſtiller Wühlarbeit gleichermaßen wirkenden Einflüſſen von außen nicht verfalle? Eine große Gefahr kann nur mit großem Einſatz gebannt werden. Wir müſſen das Große und Gute ſehen und hüten, das wir als Schweizer beſitzen, es neu erkämpfen, da, wo es gefährdet iſt. Ob dem Zank der Parteien, ob der Mißſtimmung zwiſchen Volk und Behörden haben wir zu wenig das eine hochgehalten und obenan geſtellt, die

Eidgenöſſiſche Geſinnung.

An unſerer Bundesfeier machen wir es uns klar: die Baſis der Eidgenöſſiſchen Republik baut ſich auf dem Bündnis auf. Unſer Bundesbrief von 1291 legte den Grund, manches weitere rechtlich gültige Abkommen kam im Lauf der Jahrhunderte dazu. Bündniſſe, Verträge und die ſelbſtverſtändliche Tatſache, daß Verträge auch gehalten werden müſſen, haben immer weiter am Schweizerhaus gebaut, bis es in ſeiner heutigen Form erſtanden war. Freiheit des Einzelnen, perſönliche Freiheit im Glauben und im Handeln, ſoweit nicht die Geſetzgebung ordnende Schranken im Intereſſe der Geſamtheit zu ſetzen hat, iſt ein weiteres, dem Schweizer unverlierbares und unentbehrliches Gut. Und niemals hätte unſer Vaterland zugleich Heimat für die Angehörigen verſchiedener Raſſen und Kulturen werden können, wenn nicht in jahrhundertelanger Uebung das Verſtehen und die Toleranz für Andersartiges gewachſen, ja zur Selbſtverſtändlichkeit geworden wäre. Wir wiſſen um die Befruchtung, die im Zuſammenwirken der verſchiedenartigen Raſſen u. Kulturen liegt, wir kennen die Möglichkeiten, die in der ergänzenden Zuſammenarbeit zum Ausdruck kommen können. Und wir wiſſen auch,

Die große Kraft auf der Welt iſt die Arbeit, und wenn man ſich dieſe einmal zu eigen gemacht hat, dann wird man ihr, zumal wenn man eine Frau iſt, nach all den koſtſpieligen Erfahrungen am Leben und den Tatſachen und der Verantwortlichkeit, die man für ſeine eigene Zukunft und die der Angehörigen empfindet, ein wachſamer und eifriger Hüter.

Eleonora Duſe.

Das Mädchen von Veſoul.

Es war einmal eine Dame, die kürzlich von Paris nach Baſel fahren wollte. Sie hatte ſchon an der Gare de l'Eſt eine Karte 2. Klaſſe gelöſt, wollte ſie aber umtauſchen als ſie bemerkte, daß die aufgeſtempelten Ziffern eine Querzahl ergaben, die ihr, wie ſie glaubte, abhold war.

Auf ein ſolches Anſinnen ging der Billetteur nicht ein; ein Kollege, der im ſelben Raum ſaß, flüſterte ihm etwas zu. Nicht nur die Solidarität der Schalterbeamten gibt es jedoch, ſondern auch die der Paſſagiere, und dieſe, ſtatt nachzudrängen oder Ungeduld zu bezeigen, verhielten ſich als ſtumme Zeugen des kleinen Vorgangs. Es war Rückhalt genug. „So geben Sie mir ein Billet 3. Klaſſe“, ſagte die Dame. Dies konnte ihr nicht verweigert werden, und ſiegreich zog ſie damit ab.

Die 2. Klaſſe war geſteckt voll, die 3. leer. Ha! dachte die Dame, ſtreute ihre Siebenſachen herum und ſtreckte ſich aus.

In Chaumont kletterte, himmelblau angetan und im himmelblauen Hut, ein blondes, winziges Mädchen herein, gefolgt von einem etwa 38jährigen breitſchrötigen Vater.

„Cultivateur“, dachte die Dame.

„Le sac!“ rief das Kind, kaum befand man ſich wieder in Fahrt. Alsbald hob der Vater einen Handkoffer vom Netz, brachte ihn aber nicht ſogleich auf.

„Vite, vite,“ ſchrie die Tochter, und es ſchoſſen ſo zornige Blitze aus ihren Augen, daß die Dame erſchrocken dachte: „Gott, iſt die bös!“

Der Hut verſchwand nun in einem großen Papierſack. „Et le tablier!“

Aber diesmal war er ihren Befehlen ſchon zuvorgekommen. Geſchickt tat er ihr eine Schürze um, die bis zum Saum des blauen Kleidchens herabfiel.

Beſänftigt nahm ſie nun ihren Platz ein. In gelöſter Poſe, als wäre ſie ſchon wer weiß wie lange auf der Welt, und an ihren gefügigen Vater gelehnt, betrachtete ſie die Gegend, die vor den offenen Fenſtern vorüberflog ohne Fragen zu ſtellen und und ohne das übliche Kindergeſchwätz, nur hin und wieder mit einem kurzen Blick die Dame beobachtend; dieſer war indeſſen ein Licht aufgegangen. Mitnichten böſe, nur unerhört kapabel war der Knirps.

So ſaßen nun, ziemlich ſchweigſam, in einer Eintracht deren ſie nicht inne wurden, die Drei zuſammen. Der Vater ließ manchmal ein Wort über die herrſchende Hitze und die Ernteausſichten fallen. Die Dame ſchrieb einen Brief.

Kurz vor Veſoul kam der Handkoffer wieder herunter und wieder ſtand das kleine Kind im himmelblauen Kleid und dazu paſſendem Hut.

Die Dame hatte ihren Brief frankiert „Sie würden mich gar ſehr verpflichten“, ſagte ſie zu dem Vater, „wenn Sie ihn für mich einwerfen wollten: ich brauchte dann nicht auszuſteigen.“

Sehr höflich und bereitwillig nahm er den Brief entgegen „Sie werden es ja nicht machen, wie ich“, bat die Dame, „die ich ſo leicht auf ſolche Dinge vergeſſe.“

„Sehen Sie, ich ſtecke ihn da zu meinen Zigaretten, ſo denke ich ſicher daran.“ Und er zeigte ihr ſeine Weſtentaſche.

„Es könnte dennoch ſein, daß er vergißt, doch werde ich ihn daran erinnern“, ſagte das Kind.

„Nein, was haſt Du für einen ſchönen Hut!“, rief die Dame erfreut. „Und wäre er nicht in den Sack gekommen, ſo wäre er jetzt ſchon verrußt, ſo wie das ſchöne Kleid.“

„Meiner Treu, iſt das ein hübſcher Hut!“, ſie ſagte es eigentlich nur nochmal, weil ihr das Kind mit einem Mal ſo außerordentlich gefiel.

Deſſen Mienenſpiel wurde plötzlich höchſt wunderbar Gut, ſchön: war der Hut wirklich hübſch?, man hört das gern. Aber zu was für einem dünnen, diſtanzierten Lächeln ließ es ſich da herbei? Fürwahr! ſo mag heute, auf eine fünfundzwanzigjährige Praxis hin, Queen Mary die im Federkopfputz ihr vorgeſtellte Hoffähige, die nicht zu ihrem intimen Zirkel gehört, begrüßen und verabſchieden zugleich.

Der Zug verlangſamte nun ſeine Fahrt. Nicht lange hält er in Veſoul, und Vater und Tochter ſtanden zum Gehen bereit. Dieſe aber wandte ſich an der Türe noch einmal der Dame zu, und auf die Gegenſtände deutend, die herumlagen: „Hier ſind Sachen“, ſagte ſie, „vergeſſen Sie nicht darauf, wenn Sie ausſteigen.“

Da ſtarrte die Dame, ſich ganz und gar durchſchaut fühlend, den Vater an Bei ihm brach jetzt der ganze Stolz ſeines Herzens hervor. „Elle a cinq ans“, ſagte er nur. Die Beiden ſtiegen aus. Die Dame trat ans Fenſter, um ihnen nachzuſehen. Doch raſch hatten ſie ſich im Getriebe der Reiſenden verloren Leer war jetzt ihr Abteil. Und dies kleine Mädchen würde ihr nie wieder begegnen. Seiner Obhut entzogen, würde ſie ganz beſtimmt, heute noch, etwas verlieren oder vergeſſen!

Annette Kolb.

Es war einmal ein Dorf . . .

Es war einmal ein Dorf . . . auf der Höhe der ſauberen, weißen Bergſtraße, zwiſchen ihrem kräftigen Anſtieg und ihrer ſanften Senkung reihten ſich traulich an ihrem hellen, ſchmalen Bande die reinlichen ſpitzgiebeligen Häuſer und Gehöfte! Das Dorf ſtreckte auf beiden Seiten wie grüne Arme eine ſchattige Baumallee aus. Die Siedlung zeigte ſich dem Wanderer an, eh er um die letzten Ränke in die Sicht der Ortſchaft kam. Die Bauerngehöfte mit dem weißen Haus- und Scheunenbau, dem ſtattlichen Brunnen, dem Obſtgarten und einem leuchtenden kleinen Blumengehege am Haus lagerten nachbarlicher zur Straße, je mehr man ſich dem Dorfe näherte. Die letzten hatten das Haus dicht an das blinkende Band geſchoben und Wanderer und Bewohner grüßten ſich durch die Fenſter, über die blühenden Geranien und Fuchſien hinweg. Im Dorfe ſelbſt ſäumte Haus an Haus die Straße; einige Scheuern und Gärtchen und Miſthaufen ſchoben ſich dazwiſchen. Alles war da traulich am Wege verſammelt, das Gaſthaus, die Schmiede, die Bäckerei und die Metzgerei, der Kramladen, die Poſt, der Haarkünſtler und die Kleinkinderſchule. An ſeinem Fenſter klopfte der Schuhmacher, und man konnte ihm die zerriſſenen Wanderſchuhe von draußen zur offenen Lucke hinreichen. Die Straße war lebendig vom Leben des Dorfes. Vor der Schmiede ſtanden die Pferde, deren Huf der Schmiedgeſelle zum Beſchlagen in der Hand hielt. Und die Kinder auf dem Schulweg trieben ſich neugierig um die ausgeſpannten Pferde und die hohen Bauernwagen herum. An grünen Tiſchen, vor dem Wirtshaus ſaßen die Fuhrknechte. Durch die Dorfgaſſe ſtapften langſam die Kühe zum daß es die demokratiſche Staatsform allein iſt, die ſolcher Entwicklung günſtig iſt, ihr die politiſch und kulturell notwendige Bewegungsfreiheit und Beweglichkeit erhält.

Eidgenöſſiſch denken heißt: nie dieſe Grundlagen vergeſſen, täglich neue aufbauende Arbeit in dieſem Geiſte tun, ob ſie nun in der Erziehung, in der Politik, in Wort oder Schrift oder einfach durch das Beiſpiel eines rechtſchaffenen Lebens als Familienglied und Volksgenoſſe geſchehe. Noch heute muß gelten, was in anderer Zeit und anderem Zuſammenhang von Haller über die alten Schweizer geſagt wurde:

Nicht unſerer Ahnen Zahl,
Nicht künſtliches Gewehr,
Die Eintracht ſchlug den Feind,
Die ihren Arm belebte. —

Der freiwillige Arbeitsdienſt.*

M. K. Der Ruf nach Arbeit iſt in der letzten Zeit immer dringender geworden, aber trotz allen Bemühungen nimmt die Zahl der Arbeitsloſen eher noch zu. Die Arbeitsloſigkeit bringt nicht nur finanzielle Notſtände mit ſich, ſondern auch moraliſche. Mit der Arbeitsloſenverſicherung, die dem Betroffenen finanzielle Unterſtützung bietet, iſt das Problem für ihn noch nicht gelöſt, denn der Menſch braucht notwendigerweiſe die Arbeit zu einer geſunden Lebensauffaſſung. Beſonders für die jugendlichen Arbeiter iſt der ethiſche Wert der Arbeit eine unerläßliche Grundlage für ihre ſpätere Einſtellung zum Beruf. Der freiwillige Arbeitsdienſt ſoll nun helfen, daß der Jugendliche nicht gänzlich der Arbeit entwöhnt wird, daß er nicht die Arbeitsfreude verliert. Dadurch wäre eigentlich der Arbeitsdienſt als eine Not- und Hilfsmaßnahme ſchon gerechtfertigt, aber er iſt es umſo mehr, als er ermöglicht, daß wirtſchaftlich notwendige Arbeiten für unſere Volksgenoſſen, die ſonſt vielleicht unterbleiben müßten, an die Hand genommen werden können. Daneben bietet er für die Jugendlichen große ideelle Werte, geiſtige und erzieheriſche, einmal durch die gemeinſame Arbeit draußen in der Natur und dann durch eine zweckmäßige Ausgeſtaltung der Freizeit.

Der Gedanke des freiwilligen Arbeitsdienſtes iſt 1925 zum erſtenmal verwirklicht worden durch die ſtudentiſchen Arbeitskolonien, die ſeither jedes Jahr mit Erfolg durchgeführt werden. Durch dieſe freiwillige Arbeit der Studenten wird notleidenden Bergbauern Hilfe gebracht. Nicht unerwähnt darf auch der Zivildienſt bleiben mit ſeinen ſeit ſo vielen Jahren gut wirkenden Arbeitslagern. Der freiwillige Arbeitsdienſt für Arbeitsloſe wird erſt in den letzten Jahren, ſeit der wirtſchaftlichen Kriſe, durchgeführt. Durch den Bundesbeſchluß über Kriſenbekämpfung und Arbeitsbeſchaffung vom Dezember 1934 und die nachfolgende Verordnung über den Arbeitsdienſt vom Mai 1935 hat der Arbeitsdienſt die geſetzliche Grundlage erhalten.

Die Organiſationsform iſt eine bewegliche, ſo daß den Bedürfniſſen nach weiterer Ausgeſtaltung gut Rechnung getragen werden kann. Die eigentliche Organiſation liegt bei der ſogenannten Arbeitsdienſtſtelle, die eine private oder behördliche Stelle, z. B. eine Fürſorgeſtelle oder ein Jugendverband ſein kann. Sie verkehrt nach außen mit dem Auftraggeber und den ſubventionierenden Behörden, ſorgt aber auch für den innern Aufbau, für ernſthaften Betrieb und für die Geſtaltung der Freizeit. Der Auftraggeber ſorgt für die techniſchen Grundlagen und behält ſich oft die Oberaufſicht über die techniſch einwandfreie Durchführung vor. Um eine weitere Förderung des freiwilligen Arbeitsdienſtes zu ermöglichen, iſt 1933 die Schweizeriſche Zentralſtelle für freiwilligen Arbeitsdienſt gegründet worden, die Beziehungen zwiſchen Arbeitsdienſtſtelle, Auftraggeber und den ſubventionierenden Behörden zu vermitteln hat. Sie prüft, ob die Projekte den Anforderungen der Gemeinnützigkeit und volkswirtſchaftlichen Zweckmäßigkeit entſprechen. Sie hat vor allem für die Weiterentwicklung des Arbeitsdienſtes zu ſorgen. Seit der Verordnung vom Mai 1935 ſteht der ganze freiwillige Arbeitsdienſt unter der Oberaufſicht der Zentralſtelle für Arbeitsbeſchaffung des eidgenöſſiſchen Volkswirtſchaftsdepartements, die die erforderlichen Richtlinien erläßt und auch befugt iſt Beiträge an die verſchiedenen Arbeitsdienſte zu leiſten.

Ueber den innern Aufbau läßt ſich zuſammenfaſſend folgendes ſagen. Der Jugendliche hat Anſpruch auf freie Unterkunft und Verpflegung, auf leihweiſe Ueberlaſſung von Arbeitsſchuhen und Kleidern, auf freie Hin- und Rückreiſe zum Arbeitsdienſt und erhält pro Woche ein Taſchengeld von 6 Fr., Gruppenführer bis 12 Fr. Selbſtverſtändlich ſind die Arbeitenden gegen Krankheit und Unfall verſichert. Freier Ausgang wird in der Regel nicht geſtattet, da gerade das Zuſammenſein neben der Arbeit den Sinn für Gemeinſchaft und Zuſammengehörigkeit fördert. Durch Sport und Spiel, durch bildende Vorträge und Diskuſſionen ſollen die jungen Menſchen in der Freizeit bereichert werden.

Für den Geiſt des Lagers iſt der Lagerleiter verantwortlich. Er hat eine äußerſt ſchwierige Aufgabe, denn neben dem rein techniſchen Können, das notwendig iſt zur Leitung eines Arbeitslagers, werden von ihm große pädagogiſche und pſychologiſche Fähigkeiten verlangt, die erſt die Eignung zum Lagerleiter ausmachen. Deshalb wurde im letzten Jahr ein Ausbildungskurs für Lagerleiter durchgeführt, der die ſpäteren Leiter mit ihrer ſchwierigen Aufgabe vertraut machte. Nach der neuen Verordnung ſorgt nun die Zentralſtelle für Arbeitsbeſchaffung für weitere Ausbildungsmöglichkeiten.

Nach dem Arbeitsdienſt entſteht für die Jugendlichen das Problem der Rückkehr in den Beruf. Da ſich für den Arbeitsdienſt faſt nur landwirtſchaftliche Arbeiten, Weg und Straßenbau eignen, ergibt ſich für viele Berufszweige eine Entfremdung vom eigenen Beruf. So werden alle Arbeiter, von denen eine Geſchicklichkeit der Hand verlangt wird, wie z. B. Arbeiter im graphiſchen Gewerbe, Feinmechaniker, Uhrenarbeiter nach dem Arbeitsdienſt etwas gehemmt ſein. Aus dieſen Gründen iſt es wünſchenswert, daß der Arbeitsdienſt nicht allzu lange dauert, nach der Verordnung nicht länger als drei Monate und im Jahr höchſtens ſechs Monate, denn der Arbeitsdienſt iſt ein Notbehelf und ſoll nicht Selbſtzweck werden. Teilnehmer, die zwei Monate ununterbrochen tätig waren, erhalten eine Ausweiskarte, die einen Beweis darſtellt für gute Führung und Arbeitswilligkeit. Bei der Stellenvermittlung durch den öffentlichen Arbeitsnachweis wird dem Inhaber einer ſolchen Ausweiskarte in der Regel der Vorzug gegeben und es iſt zu hoffen, daß auch die Privaten mit der Zeit dieſem Beiſpiel folgen, damit ſo die angedeuteten Nachteile des Arbeitsdienſtes ausgeglichen werden.

Der Arbeitsdienſt in dieſer Form kommt ſelbſtverſtändlich nur in Frage für männliche Arbeitsloſe. Im Kanton Zürich wird nun ein hauswirtſchaftlicher Umſchulungskurs für arbeitsloſe Mädchen in der Haushaltungsſchule Wädenswil durchgeführt. Da immer noch Mangel an einheimiſchen Hausgehilfinnen herrſcht, wird den Mädchen durch dieſe Umſchulung eine neue Exiſtenzmöglichkeit geſchaffen. Der Kurs dauert 12 Wochen; aufgenommen werden Mädchen von 16—30 Jahren und die Koſten werden teils durch den Kanton, teils durch die Wohngemeinde der Schülerin oder durch eine Fürſorgeſtelle beſtritten. Nach Schluß des Kurſes erhalten die Mädchen einen Ausweis und werden durch Schulleitung und Berufsberatung in Haushaltſtellen plaziert.

Es iſt klar, daß der freiwillige Arbeitsdienſt in hohem Maß geeignet iſt, die Folgen der Kriſe zu mildern und gleichzeitig die Jugendlichen in mancher Weiſe zu bereichern.

---

* Bekanntlich kommt der Ertrag der diesjährigen Auguſtfeierſammlung dem freiwilligen Arbeitsdienſt für Arbeitsloſe zugute. Dadurch können alle Spendenden beiſteuern, daß ſo manchem jungen Menſchen zu einer Arbeitsmöglichkeit verholfen wird!

Drei Wochen

in der ſtudentiſchen Arbeitskolonie Duvin.

Duvin iſt ein kleiner Ort, weit oben im ſonnigen Lugneztal. Dieſem Dörfchen ſollten die Studenten durch ihre Arbeit Hilfe bringen. Von Duvin führt ein ſchmaler Weg zur Alp, der durch Felsſtürze verſchüttet oder weggeriſſen worden iſt und jetzt wieder in Gefahr ſchwebte. Zudem war dieſer alte Weg ſo ſteil, daß es für die ſchwerbepackten Dörfler, die mit ihrem Vieh zur Alp zogen, viel Mühe bedeutete, dort hinauf zu ſteigen. Zuſammen mit den Studenten wollten die Dörfler ſich nun eine neue Straße bauen. Das alles erfuhren wir, als wir am erſten Abend im Dorf herumbummelten, um mit unſerer neuen Umgebung Bekanntſchaft und Freundſchaft zu ſchließen.

Ein ſchriller Pfiff weckte mich etwas unſanft aus dem Schlaf und als ich endlich aus dem hohen, weißrot karierten Bauernbett geklettert war, zogen die Studenten bereits an meinem Fenſter vorbei zur Arbeit. 5 Uhr morgens, wir 5 Studentinnen ſprangen eiligſt zur Küche, denn bis um 7 Uhr mußte das Frühſtück für die 50 Leute bereit ſein. Da ſtanden wir nun, zu dieſer ungewohnten Stunde in der halbdunklen Küche, vor einem Kochkeſſel, deſſen Größe unbedingt an heimatliche Waſchkeſſel erinnerte. Ob der Kakao ſchon bald kocht? Mit Hilfe einer Taſchenlampe ſuchten wir das feſtzuſtellen und warteten nun, mit Schöpfern und einem Keſſel kalten Waſſers als letzte Rettung bewaffnet auf den kritiſchen Moment, wo die brodelnde Flüſſigkeit anfängt zu ſteigen. Mit heißen Backen und großen Aengſten ſchöpften wir den Kakao aus dem Rieſenkeſſel. In der letzten Sekunde aber wurden wir fertig und zogen zum Eßſaal, wo uns bereits ein leicht ungeduldiges Klappern der Teller und Meſſer entgegentönte.

Nach der Frühſtückspauſe wurde es wieder ruhiger, und in der großen gemütlichen Küche arbeitete man emſig. Berge von Kartoffeln mußten geſchält werden, Salat mußte gewaſchen werden draußen am Dorfbrunnen, aber je beſſer die Arbeit vorwärts ging, umſo fröhlicher wurde die Stimmung in der Küche. Ab und zu kam eine der Dorffrauen und brachte etwas. Das gab jedesmal eine luſtige Unterbrechung, denn, um ihr Romaniſch zu verſtehen, ſuchten wir unſere ſpärlichen italieniſchen Kenntniſſe zuſammen und ſogar Brocken längſt verſtaubten Lateins! Abgeſehen von der Arbeit, konzentrierte ſich unſere Aufmerkſamkeit auf den „Kitchenboy" der für uns Waſſer tragen, Holz ſpalten und ähnliche Arbeiten verrichten mußte. Jeden Tag wurde uns ein anderer zugeteilt, was zu allerhand Ueberraſchungen führen konnte. Einer feuerte einmal anſtatt im Ofen unter dem Ofen und brachte die ganze Küche in Gefahr, ausgeräuchert zu werden, ein anderer ſtopfte ſich alle Taſchen mit rohen Rüben voll, die wir eben mit großer Mühe geſchabt hatten. Ein Dritter ſchleppte den unvermeidlichen Koloniegrammophon herbei, ſo daß wir uns zum Schrecken der Köchin nur noch im Tanzſchritt durch die Küche bewegten!

Mit Geſang und Werkzeuggeklirr kamen die Studenten um ein Uhr zurück von der Arbeitsſtelle. Die ungewohnte körperliche Arbeit an der friſchen Luft hatte ſie hungrig gemacht und die Rieſenportionen ſind in unheimlich kurzer Zeit verſchwunden. Ein Dutzend Leute ſitzen an meinem Tiſch; wenn ich dem Letzten den Teller gefüllt habe, ſo war der Erſte ſicher ſchon wieder fertig. Nach dem Mittageſſen begann für die Jungens die erſehnte Freizeit, wir Mädels mußten erſt noch abwaſchen. Glücklicherweiſe war das Geſchirr nicht zerbrechlich, was uns geſtattete, ein ziemliches Tempo anzuſchlagen. Die auf dieſe Weiſe entſtehende Blechmuſik lockte noch einige neugierige Studenten herbei, die nicht mehr fortgelaſſen wurden, ſondern abtrocknen mußten. So ging denn auch das wenig geſchätzte Geſchäft des Abwaſchens luſtig und ſchnell vorüber.

Am Nachmittag beſichtigten wir die Arbeitsſtelle, freuten uns mit den Jungens über den Fortſchritt der Arbeiten und hatten im übrigen Zeit und Muße, uns unſere Koloniekameraden zu betrachten. Welch bunte Geſellſchaft! Ein Grüpplein fiel auf durch ſeine maleriſche Farbenpracht und heftige Geſten, das waren die Teſſiner und Italiener, die mit Mandoline und Geſang für das ganze Lager „tonangebend" waren.

Dort der Engländer, der ſich ſo ſchwer ans Frühaufſtehen und an das einfache Morgeneſſen gewöhnen konnte, war, um ſich zu tröſten, ſchon wieder auf der Suche nach Motiven für ſeine Kamera. Der größte Teil waren Schweizer, junge und alte Semeſter, Leute vom Poly und von den verſchiedenen Univerſitäten, dann ein Tſcheche, mit einer Leidenſchaft für Schachſpiele, die das ganze Lager anſteckte, ſo daß unerbittliche Kämpfe ausgefochten wurden. Ein Amerikaner, ein Wiener in Tirolertracht, die er zu unſerer Beluſtigung durch hohe Reitſtiefel zu ergänzen pflegte. Zwei Holländer, die ſich an unſern Bergen nicht ſattſehen konnten und dort der Philoſoph des Lagers, bereits wieder in ein Buch vertieft. So viele verſchiedenartige Menſchen ſich hier zuſammen fanden, ſo war doch immer eine gewiſſe Einheit da, die viele, auch ſtarke Gegenſätze zu überbrücken vermochte, vielleicht war es das Wiſſen um den Zweck und die Aufgabe, um derentwillen wir hier waren, das dieſe Einheit brachte, vielleicht die gemeinſame Arbeit draußen in der Natur.

Eine wichtige Perſönlichkeit des Lagers war der Koloniearzt. An ſeiner Notwendigkeit war nicht zu zweifeln, denn es gab immer Leute mit Hals- oder Magenſchmerzen oder einer kleinen Verletzung. Uns war nun ein Koloniearzt beſchert worden, der noch nicht auf eine allzu große ärztliche Praxis zurückblicken konnte. So konnte es vorkommen, daß Leute, die ſich einen Finger verletzt hatten und ſich beim Koloniearzt einen Verband holten, nachher ausſahen wie friſch Operierte. Mit der Zeit bekam aber auch unſer Doktor einige Uebung, denn an „Material" fehlt es in ſolch einem Arbeitslager ſicher nie.

Auf einem kleinen Hügel vor dem Dorf wehte, weit ins Tal ſichtbar, die Schweizerfahne, unſere Koloniefahne. An ſchönen warmen Abenden zogen wir dort hinaus zum Lagerfeuer, ſaßen ringsum, halb im Dunkeln, halb beleuchtet von dem kniſternden Feuer, plaudernd, ſingend, oder wir ſchauten zu den dunklen Bergen auf, oder hinunter zu den Lichtern im Tal und träumten in der großen Stille vor uns hin. Manchmal klang eine Melodie auf, ein Volkslied aus irgend einem fernen Land, das in ſeltſamem Kontraſt zu dieſer Umgebung ſtand. Oft kamen auch die Einheimiſchen, unterhielten ſich mit uns, und ſangen für uns ihre romaniſchen Lieder. An ſolchen Abenden feſtigte ſich eine ſtille tiefe Freundſchaft nicht nur zwiſchen den Koloniſten unter ſich, ſondern auch zwiſchen Bauer und Koloniſt, zwiſchen Städter und Bergler. —

Seit Tagen rollte der Donner und widerhallte in den Tälern, dazu regnete es faſt ohne Unterbruch. Die Stimmung im Lager war dementſprechend geſunken, denn es konnte nicht gearbeitet werden und die Ausſicht auf die Nacharbeit an ſchönen ſonſt freien Nachmittagen war natürlich nicht gerade roſig. Da kam der Konieleiter mit der Meldung, daß im Tal unten der Glenner über die Ufer getreten ſei und die Brücken weggeriſſen habe, daß die Autoſtraße durch einige niedergegangene Rüfen verſchüttet ſei und die Einheimiſchen die Räumungsarbeiten allein nicht bewältigen könnten. — Regenmäntel wurden geſucht, Mützen geborgt, vergeſſen war der freie Nachmittag, jeder der irgend konnte, ging mit. Der Nachmittag verging langſam und traurig, wir kochten, heizten den Ofen und warteten. Als es ſchon lange dunkel war, kamen ſie erſt nach Hauſe, frierend, müde und durchnäßt. Wie ſehr ſie ſich aber gefreut haben, hier dieſe notwendige Hilfe leiſten zu dürfen, haben wir am nächſten Tag von ihnen erfahren.

Drei Wochen vergehen ſchnell, beſonders in einer Arbeitskolonie, wo ſo viel junge Menſchen beiſammen ſind. Viel harte ungewohnte Arbeit gab es für uns alle, aber auch viel Freude und frohe Stunden, die keiner vergeſſen wird. Wir haben uns in den Dienſt der Bergbauern geſtellt, durften Anteil nehmen an ihrem Schickſal und ſie verſtehen lernen und wir gingen fort mit einer wirklichen Befriedigung und viel wertvollen Erinnerungen. Ein Grüpplein nach dem andern nahm Abſchied und zog ins Tal, begleitet von dem frohen Kolonieruf der Zurückbleibenden: Tſchevolahoi, tſchevolahoi, tſchevolahoi, hoi, hoi! Margrit Keller.

Vereinigung — enge Zuſammenarbeit?

Der Internationale Frauenbund hielt vor kurzem ſeine Vorſtandsſitzung in Brüſſel ab, wohin ihn der belgiſche Frauenbund in freundlicher Weiſe eingeladen hatte. Eigentlich ſollte ein Jahr vor einem großen Kongreß, wie er nächſtes Jahr ſtattfinden ſoll, eine Geſamtvorſtandsſitzung zuſammengerufen werden, was auch Sitzungen der verſchiedenen Kommiſſionen bedeutet. Es wurde jedoch dieſes Mal davon abgeſehen, da man der ungünſtigen Zeiten wegen ſparen wollte. Der Geſamtvorſtand und die letztjährige Generalverſammlung in Paris hatten daher den engern Vorſtand ermächtigt, die Generalverſammlung allein vorzubereiten, und es kamen nur wenige Kommiſſionen zuſammen. Auch ſah man von öffentlichen Vorträgen ab. Es wäre alſo recht wenig von der Sache zu berichten, hätte nicht eine beſondere Frage zur Diskuſſion geſtanden, nämlich die der Fuſion des Internationalen Frauenbundes und des Weltbundes für Frauenſtimmrecht. Der Weltbund für Frauenſtimmrecht hat vor kurzem in Iſtanbul einen Kongreß abgehalten. Kurz vorher ging ihm ein Schreiben des Internationalen Frauenbundes zu, mit dem Vorſchlag einer gänzlichen Fuſion der beiden Verbände.

Da der Vorſchlag zu ſpät in die Hände des Stimmrechtsverbandes gelangte, konnte dieſer ihn den angeſchloſſenen Landesverbänden nicht mehr zuſenden, ſie kamen alſo unpräpariert zum Iſtanbuler Kongreß, wo ihnen der Vorſchlag erſt vorgelegt wurde. Der Kongreß beſchloß daher, vorerſt nicht auf die Frage der Zuſammenlegung

---

Brunnen, ſtellten ſich wohl auch einmal quer über den Weg in eigenwilligen Abſichten, und man ließ ſie unter einigen Zurufen und Stockſtüpfen gewähren, bis ſie ſich aufs Weitergehen beſannen.

Dreimal im Tag kam aus jeder Richtung die Poſt. Das Glöckchengeklingel der drei Pferde — im Sommer waren es vier — hörte man ſchon, wenn ſie um die letzte Felsecke vor dem Dorfe kehrte. Dort knallte der Poſtillon mit der Peitſche, die Pferde ſetzten ſich in Trab, um flott in die Ortſchaft hineinzufahren, und die ſchwere Kutſche, ſchneller bewegt, polterte dumpfer und geräuſchvoller zwiſchen den Mauern der Häuſer herein. Bei gutem Wetter blies der Poſtillon beim Einbiegen ins Dorf ſein „Es wär zu ſchön geweſen". Und dieſe Ankunft war trotz aller Fahrplanmäßigkeit immer feſtlich. Vom Hügel ſahen Kirche und Schulhaus mit hellen Scheiben auf den Einzug herunter, und das Schnauben, Scharren und Schellenſchütteln der heißen Pferde war von der Poſt bis ins Pfarrhaus hinauf zu hören. Aber das lebendigſte Leben der Dorfſtraße brachten die „Schimmelchen", die weißblonden Bauernkinder, die hier ihren Tummelplatz hatten und ihr Spielen und Singen und Kreiſchen um die Ecken und Gärten und Miſthaufen trieben.

Das Dorf ſteht heute noch. Aber es hat keine Dorfſtraße mehr. Zwiſchen den Häuſern — Gott weiß warum ſie gerade dort ſtehen müſſen — läuft eine ſchwarze, breite, harte Fahrbahn für Automobile. Das Dorf iſt dem Verkehr im Wege, es engt ihn ein, und was alles nun einmal in Häuſern ein- und ausgeht und um Bauerngehöfte kreucht und fleucht, iſt hinderlich für die heranſauſenden Gefährte, denen die Welt gehört; und da es von ihnen bedroht iſt, ſo wird auch alles Gehen und Sein auf dieſer Fahrbahn ſo raſch als möglich und als ein notwendiges Uebel erledigt. Die Schimmelchen haben ſich in die Hintergaſſe zurückgezogen, oder ſie drücken ſich auf ihren Gängen ängſtlich und wohldreſſiert an die Häuſermauern. Ach, dieſe Häuſer ſtehen ſelber ſo verlegen da! Sie haben einſt grüne Bänklein vor ſich hinausgeſtellt, Feierabendbänke. Und die ſtehen noch immer da, eng zwiſchen Wand und Fahrdamm gedrückt, ſtaubig trotz dem Prachtsteer der Bahn, und wenn einmal eine Bäuerin mit dem Strickſtrumpf darauf ſitzt, ſo guckt man hin, ob ſie nicht die Füße zu nah an die Fahrbahn hinſtrecke. Die Miſthaufen haben jetzt gut duften wie einſt; mit einer Benzinwelle alle zwei oder drei Minuten iſt ihre ländliche Kraft übertäubt. Die weißverputzten altmodiſchen Häuſerchen mit den kleinen Fenſterſcheiben ſtehen unzeitgemäß und zurückgeblieben an der glänzendpolierten, breiten, ſchwarzen Verkehrsbahn! Sie können nur ſchüttern und zittern, wenn die großen Wagen vorbeibrauſen. Die Haſt iſt ins Dorf gezogen. Wer geht noch ruhig und beſchaulich, wenns hinter und vor ihm in Hetze knattert und donnert und brauſt, und hohe und tiefe Hörner eilfertig ſchrillen? Jetzt haben wir Tempo, Tempo zwiſchen den verlegenen Häuſerchen, vor den Miſthaufen und den Baumgärten, wo leiſe die reife Frucht zu Boden fällt. Die grünen Arme der Alleen ſind verſtaubt und früh welk und die Blätter braun. Der Ankömmling, der ſich den Außenhöfen nähert, mißt mit anderen Gedanken als früher die Entfernung zu den Gehöften mit den blühenden Blumengärten und den im Saft ſtehenden Obſtbäumen; ſein Blick ſondert ſie ab von dem ſchwarzgeteerten Fahrdamm in ihre ſtille, ländliche Umwelt zurück. Nicht mehr drängen ſie ſich ihm nachbarlich zur hellen Wanderſtraße. Und die große Stille, die einſt bei dunkelnder Nacht von den Bergen ins Dorf hinabſank und es mit majeſtätiſcher Ruhe deckte, ſie hebt jetzt den nächtlich doppelt ſtarken Lärm der Motoren heraus. Von den Gehöften aus, die abſeits im ſtillen Grünen liegen, ſieht man grelle Lichtkegel durchs ſchlafende Dorf blitzen. Auch ſeine dunkelhelle Sternennacht hat es nicht mehr.

Es war einmal ein Dorf. R. Wſt.

Chriſtine Hebbel.

Zu ihrem 25. Todestag.

Die Frau, die vom Schickſal als Lebensgefährtin an die Seite eines großen Mannes geſtellt wird, empfängt eine beſonders ſchwerwiegende und verantwortungsreiche Aufgabe. Iſt ſie es doch, die dem bedeutenden Menſchen jene intime häusliche Lebensſphäre ſchaffen muß, in der ſich ſein Geiſt ſowohl entfalten als auch entſpannen kann. Opferbereitſchaft und ſelbſtloſe Anpaſſung der Gattin ſind daher mehr noch als in jeder anderen Ehe die grundlegenden Vorausſetzungen der Gemeinſchaft mit einer großen Perſönlichkeit. Um wieviel beglückender aber wird ſich das Zuſammenleben geſtalten, wenn die Frau als Menſch dem Manne ebenbürtig iſt und ihm ihrerſeits durch die Vorzüge ihrer Natur und ihres Geiſtes bedeutſame Anregung und Förderung gibt, während ſie ſich zugleich ſeinen Eigenheiten liebend anpaßt. Chriſtine Enghaus, die Gattin Friedrich Hebbels, gehört zu jenen Frauen, die ſich als menſchlich ebenbürtige Partnerinnen an die Seite eines bedeutenden Mannes ſtellen durften und im Dienſte an ſeinem Genie zugleich der eigenen künſtleriſchen Berufung aufs ſchönſte gerecht wurden.

„Die Güte ihres Weſens iſt unwiderſtehlich," ſchreibt Hebbel einmal über ſie, und alles, was wir von Chriſtine wiſſen, beſtätigt dieſen Ausſpruch des Liebenden im vollen Umfange ſeiner Bedeutung. Als Friedrich Hebbel ſich im Frühjahr 1846 der Wiener Burgtheaterſchauſpielerin Chriſtine Engehauſen fürs Leben verband, lud er durch das Eingehen dieſer Ehe zugleich eine tragiſche Schuld auf ſich, einer Frau gegenüber, die länger als zehn Jahre ſeine Freundin und Geliebte geweſen war und ihm zwei Kinder geboren hatte. Aber die Löſung von Eliſe Lenſing bedeutete für Hebbel Erlöſung aus einem zehnjährigen Zwieſpalt ſeines Gewiſſens, war es doch weit eher Dankbarkeit und Freundſchaft als Liebe, was ihn an das bedeutend ältere, reizloſe Mädchen gefeſſelt hatte. Und wenn Eliſe eine Ehe mit Hebbel als höchſtes Ziel ihres Lebens erſehnte, ſo ſcheute dieſer vor der letzten Bindung zurück, in dem ſicheren Inſtinkt, daß ſein Genie ſich niemals durch die kleinbürgerliche Enge, der er durch eine Heirat mit Eliſe rettungslos verfallen wäre, binden laſſen dürfe. Daß Chriſtine in Hebbels Leben trat, bedeutete für den Unſteten, von ſeinem Dämon hin und her getriebenen die rechtzeitige Rettung vor einer unausdenkbaren Kataſtrophe. Es war nicht nur die Entlaſtung ſeiner äußeren Exiſtenz von materiellen Sorgen, wenngleich auch das in dieſem Augenblick ſeines Lebens bitter notwendig war, um ſein weiteres Schaffen zu gewährleiſten; Chriſtine ſchuf mit der harmonieinzutreten, ſondern einen neuen Verſuch zu enger Zuſammenarbeit zu machen. Man beſchloß ferner, eine Kommiſſion zum Studium der Frage zu ernennen, die aus fünf Mitgliedern jedes Verbandes beſtehen ſollte, um die Frage in Brüſſel zu ſtudieren.

Es iſt nicht der erſte Verſuch, der gemacht wurde, um eine Zuſammenarbeit der beiden Weltverbände zu erlangen. Bis jetzt ſcheiterten aber alle Bemühungen. Nun dürfte aber vielleicht doch der pſychologiſche Moment gekommen ſein*, wo eine ganz enge Zuſammenarbeit und ſpätere Vereinigung wirklich ins Auge gefaßt werden kann.

Die Frauen, die ſich mit den Fragen befaſſen, haben ja ſchon oft und viel darüber diskutiert, ob ſich denn nicht eine Möglichkeit dazu bieten wolle. Als der Weltbund für Frauenſtimmrecht gegründet wurde, hatte er eine ſehr beſtimmt umriſſene Aufgabe, nämlich dafür zu wirken, daß die Frauen in aller Welt das Stimmrecht erhalten. Es kam der Krieg und nach dem Friedensſchluß erhielten viele Länder das Frauenſtimmrecht, ſo viele, daß manche unter uns der Meinung waren, der Weltverband habe eigentlich kein richtiges Exiſtenzrecht mehr. Es wurde dann allerdings geltend gemacht, daß er weiterbeſtehen müſſe, eben um der Länder willen, die das Stimmrecht noch nicht haben, wie z. B. die Schweiz und Frankreich. Der Weltbund ſpürte aber ſelbſt, daß er ſein Arbeitsgebiet erweitern müſſe und nannte ſich Weltbund für Frauenſtimmrecht und ſtaatsbürgerliche Frauenarbeit. Und nach einem Kongreß des Verbandes klagt ein eifriges Mitglied unſeres Landes, man habe von allem Möglichen geredet, nur nicht vom Frauenſtimmrecht. Damit aber waren auch ſchon Uebergriffe gegeben und Doppelarbeit. Beide Verbände hatten eine Anzahl Kommiſſionen, einige waren doppelt vorhanden. Jede Kommiſſion ſchickte Fragebogen aus, die meiſt, wenigſtens in kleinen Ländern, von denſelben Perſonen behandelt wurden. Man erreichte wohl einige Zuſammenarbeit, aber nicht genügend. Nun ſoll die Frage auf einer neuen Baſis ſtudiert werden. Natürlich will keiner der Verbände aufgeſchluckt werden vom andern. Der Internationale Frauenbund iſt der umfaſſendere und ältere, er iſt der einzige Weltfrauenbund, der allen offenſteht, weil ja die Nationalbünde, aus denen er beſteht, Vereine jeder Art umfaſſen. Der Stimmrechtsverband dagegen iſt der jüngere, aktivere, fortſchrittlichere.

Bei der erſten Beſprechung hat es ſich herausgeſtellt, daß die Sache ſicher nicht einfach zu machen wäre, aber daß bei beiderſeitigem gutem Willen, wie er jetzt, der Not der Zeit gehorchend, wirklich vorhanden zu ſein ſcheint, es doch nicht unmöglich ſein dürfte, zum Ziele zu gelangen. Nur muß ſchrittweiſe und vorſichtig vorgegangen werden, „ſtürmen“ bringt nicht zum Ziele.

Der ſchweizeriſche Stimmrechtsverband iſt nicht ſehr für die Fuſion eingenommen, wenn man dem Artikel von Frl. Gourd im „Mouvement féminiſte“ glauben darf, und es iſt ja wahr, daß ſich gerade in unſerm Lande beſondere Schwierigkeiten ergeben werden, denn heute müſſen die Stimmrechtsvereine tüchtig arbeiten, wollen ſie nicht ganz untergehen. Der Feminismus im allgemeinen und das Frauenſtimmrecht im beſondern erleben keine gute Zeit. Man findet, es gebe wichtigere Fragen, auch für die Frau, als gerade das Stimmrecht; aber das Stimmrecht iſt und bleibt eben der Schlüſſel, der die Türen öffnen ſoll. Der Bund ſchweizeriſcher Frauenvereine hat ſich noch nicht zur Frage geäußert, er hatte naturgemäß noch keine Gelegenheit dazu. Aber trotz aller nicht zu verkennenden Schwierigkeiten, trotz aller Bedenken, glauben wir doch, daß die enge Zuſammenarbeit mit dem definitiven Ziel der Zuſammenlegung der beiden Verbände ſo raſch als möglich vorbereitet werden ſollte. Wir haben weder das Geld noch die Leute, um auf die Dauer die zwei Verbände ſo halten zu können, daß es ſich rechtfertigt, zwei Weltbünde zu haben. Und zudem ſind heute wieder Zeiten, wo die Frauen der ganzen Welt in die Verteidigungsſtellung gedrängt ſind oder werden. Wollen ſie das erhalten, was ſie mit unendlicher Mühe erreicht haben, ſo muß eng zuſammengearbeitet werden. Und mir ſcheint, daß gerade in der Schweiz da eine Vorarbeit geleiſtet werden könnte und ſollte, die vielleicht ſpäter den internationalen Bünden dienen könnte.

---

* ſchreibt E. Z. im „Aufgeſchaut“, und da die Frage auch einen weitern Frauenkreis intereſſieren dürfte, ſeien ihre Ueberlegungen hier weitergegeben.

Der Luftſchutz und die Frauen.

Anläßlich der Luftſchutz-Ausſtellung in Bern iſt auf die „hohen Aufgaben“ hingewieſen worden, die an die Frauen hinſichtlich des paſſiven Luftſchutzes der Zivilbevölkerung geſtellt werden müſſen und es wurde vom Organiſationskomitee der ſchmerzlichen Enttäuſchung Ausdruck gegeben, daß die berniſchen Frauenverbände die Aufforderung zur Mitarbeit mit einer Abſage beantworteten. Wer die Ausſtellung geſehen hat, wird begreifen, daß die Frauen mit keinerlei Rüſtungen für den Luftkrieg (ſelbſt wenn es nur Vorbereitungen für den ſogen. paſſiven Luftſchutz ſind, über deſſen geringe Wirkſamkeit die Ausſtellung übrigens nicht hinwegtäuſcht) etwas zu tun haben wollen. Millionen Menſchen in allen Ländern verabſcheuen den Krieg. Die führenden Männer Europas betonen in beifallumbrauſten Reden, daß ſie nur den Frieden wollen. Trotzdem wird von den Regierungen aller Völker der ſchöpferiſche Geiſt und die Arbeitskraft des Mannes immer noch und immer wieder eingeſpannt in die Vorbereitung des Krieges, der, wie wir alle wiſſen, in Zukunft nicht mehr ein Kampf zwiſchen Armeen ſein wird, ſondern ein Vernichtungskrieg zwiſchen Völkern. Eingedenk der wahrhaft teufliſchen Methoden des Kampfes, die da zur Anwendung kommen werden und von denen die Ausſtellung wohl kaum mehr als eine grauſige Ahnung zu vermitteln vermag, fragen ſich die Frauen mit tiefſter Verzweiflung im Herzen, ob es wirklich ihre „hohe Aufgabe“ ſei, am Luftſchutz mitzuarbeiten und ſo indirekt mitſchuldig zu werden an den Kriegsrüſtungen, die zwangsläufig zum Krieg führen, wie wir es 1914 erlebt haben. Die Frauen ſind überzeugt, daß ſie die höhere Aufgabe haben, wo und wann es auch ſei, ſich für den Frieden einzuſetzen. Wie ſagte doch Fridtjof Nanſen? Dieſe Aufgabe iſt die größte aller Aufgaben in unſerer Zeit. Die Frage, wie wir allem Krieg ein Ende machen können, iſt die erſte aller Fragen, nicht nur in der internationalen, ſondern auch in der nationalen Politik. F. S.

Die außereheliche Mutter und ihr Kind im ſchweizeriſchen Zivilrecht*.

Dd. Die Artikel im Schweizeriſchen Zivilgeſetzbuch, die ſich auf das außereheliche Kindesverhältnis beziehen, laſſen ſich in vier Gruppen einteilen.

1. Die Rechte der Mutter dem Vater gegenüber.

Es liegt nicht in der Macht des Geſetzes, die ſeeliſchen Nöte der außerehelichen Mutter zu beſſern. Seine Wirkung beſchränkt ſich auf die wirtſchaftlichen Verhältniſſe. Der Vater des Kindes iſt verpflichtet, die Entbindungskoſten, den Unterhalt während mindeſtens je vier Wochen vor und nach der Geburt und andere infolge der Schwangerſchaft oder der Entbindung notwendig gewordene Auslagen zu erſetzen. (Z. G. B. 317.) Iſt die Mutter länger als 4 Wochen nach der Geburt arbeitsunfähig (nach dem Fabrikgeſetz darf ſie erſt nach 6 Wochen ihre Arbeit wieder aufnehmen), hat der Vater für die Koſten während dieſer Zeit aufzukommen, nicht aber für die Summe der Lohnausfälle. Oft iſt es ſchwierig, die Koſten für Arzt und Pflege bei einer Hausgeburt feſtzuſtellen und es iſt dann Sache des Richters, deren Höhe zu beſtimmen. Beiträge der Krankenkaſſe werden von der Zahlung des Vaters in Abzug gebracht. Dieſe Beſtimmung iſt ſehr diskutabel, denn mit dem gleichen Recht könnten dann auch Entſchädigungen oder Geſchenke von Verwandten der Mutter in Abzug gebracht werden. Natürlich zahlen die Väter nicht immer, oft fehlen ihnen die Mittel dazu wegen Arbeitsloſigkeit, oft haben ſie aber auch keinen Zahlungswillen und beſtreiten überhaupt die Vaterſchaft.

Dieſe Anſprüche der Mutter an den Vater des Kindes können ſchon vor der Geburt des Kindes geltend gemacht werden. Die Klage geht auf Vermögensleiſtungen des Vaters an die Mutter und das Kind und auf Zuſprechung des Kindes mit Standesfolge. Die Mutter hat auch Anſpruch auf eine Genugtuungsſumme, wenn ſich der Vater mit der Beiwohnung eines Verbrechens ſchuldig gemacht hat (Notzucht), wenn Gewalt angewendet wurde und wenn die Mutter zur Zeit der Beiwohnung noch nicht mündig war, wenn alſo die Mutter ohne eigenes Verſchulden ſchwanger geworden iſt.

2. Rechtliche Stellung des Kindes zu Vater und Mutter.

Die Rechtslage des außerehelichen Kindes ſollte ſo viel wie möglich der des ehelichen Kindes angepaßt werden. Wir unterſcheiden zwei verſchiedene Prinzipien, das Maternitäts- und das Paternitätsſyſtem. Beim Maternitätsſyſtem hat das Kind der Mutter und deren Verwandſchaft gegenüber die Rechte eines ehelichen Kindes. Es erhält den Namen der Mutter, ſie und ihre Verwandtſchaft ſind ihm gegenüber unterſtützungspflichtig und es iſt ihnen gegenüber erbberechtigt. Es gilt aber dem Vater und deſſen Familie gegenüber als nicht verwandt. Der Vater iſt nicht unterſtützungspflichtig und das Kind nicht erbberechtigt.

Beim Paternitätsſyſtem iſt das Kind nicht nur der Mutter ſondern auch dem Vater gegenüber verwandt. Es erhält den Namen des Vaters und dieſer hat für es zu ſorgen wie für ein eheliches Kind. Die Mutter hat ihm gegenüber nur dann vormundſchaftliche Rechte, wenn der Vater nicht in der Lage iſt, ſie auszuüben. Das Kind iſt unterſtützungs- und erbberechtigt dem Vater und ſeiner Familie gegenüber und hat ſomit im rechtlichen Sinne einen Vater. Die Regelungen des Schweiz. Zivilgeſetzbuches baſieren auf dem Maternitätsſyſtem. Das Kind hat als einziges Recht dem Vater gegenüber Anſpruch auf einen Unterhaltsbeitrag (Z. G. B. 319.) Das Unterhaltsgeld iſt bis zum vollendeten achtzehnten Altersjahre des Kindes zu entrichten mit Vorausbezahlung auf die Termine, die vom Richter feſtgeſetzt werden. Die Höhe der zu bezahlenden Summe richtet ſich nach den Lebensverhältniſſen des Vaters. Sehr oft werden nur die Minimalbeiträge gezahlt, die ca. 40.— bis 50.— Fr. betragen. Höhere Beiträge ſind ſelten, es kommt auch vor, daß der Vater wirtſchaftlich überhaupt nicht in der Lage iſt, zu zahlen. Auf Begehren des Klägers oder des Beklagten kann die Höhe der feſtgeſetzten Beiträge abgeändert werden, wenn eine erhebliche Veränderung der Verhältniſſe eintritt. Die Beiträge können auch als hinfällig erklärt werden, wenn das Kind ein nach ſeiner Lebensſtellung hinreichendes ſelbſtändiges Einkommen erlangt hat. Logiſcherweiſe ſollten ſich die Alimente mit dem Heranwachſen des Kindes vermehren, denn meiſtens wachſen auch ſeine Bedürfniſſe mit dem Alter. Es geſchieht leider aber immer eher das Gegenteil, denn der Vater iſt oft gar nicht in der Lage, mehr zu bezahlen, da er vielleicht geheiratet hat und für ſeine Familie ſorgen muß.

Verſchiedene Beſtimmungen im Z. G. B. bilden eine Ausnahme zu Gunſten des Paternitätsſyſtems. Der Vater kann z. B. das Kind freiwillig anerkennen in Form einer öffentlichen Urkunde oder durch eine Verfügung von Todes wegen. Dies wird beim Zivilſtandsamt bekanntgemacht. Das Kind gilt dann als eheliches Kind. Auf Verlangen des Klägers wird das Kind mit Standesfolge dem Beklagten zugeſprochen, wenn dieſer der Mutter die Ehe verſprochen, oder ſich mit der Beiwohnung an ihr eines Verbrechens ſchuldig gemacht oder die ihm über ſie zuſtehende Gewalt mißbraucht hat. Das Kind erhält dann den Namen des Vaters. Wenn der Vater zur Zeit der Beiwohnung ſchon verheiratet war, muß das Maternitätsſyſtem beſtehen bleiben im Intereſſe der ehelichen Frau und der ehelichen Kinder. Das außereheliche Kind hat Anſpruch auf Erbſchaft, erhält aber nur halb ſoviel wie die ehelichen Kinder.

3. Die Feſtſtellung der Vaterſchaft.

Die Rechte gründen ſich auf die Tatſache der Abſtammung. Nur der leibliche Vater kann verpflichtet werden, Zahlungen zu leiſten. Selten kommt es vor, daß der Mann die Vaterſchaft anerkennt, und dann auch ſorgt für das Kind, wie für ein eheliches. Manchmal gibt er die Vaterſchaft zwar zu, zahlt, nimmt aber weitere Folgen nicht auf ſich. Er kann auch eine einmalige Abfindungsſumme, die je nach Höhe der Monatsbeiträge während 18 Jahren plus Zins feſtgeſetzt wird, bezahlen und damit die Angelegenheit ein für alle Mal erledigen. Dies bedeutet eine große wirtſchaftliche Sicherheit für das Kind. Unzählige Male jedoch kommt es vor, daß der Mann die Vaterſchaft beſtreitet, oder ſie zugibt, aber die ihm daraus erwachſenden Pflichten ablehnt. Dann muß die Angelegenheit durch den Richter geregelt werden. Die Vaterſchaftsklage kann vor oder ſpäteſtens ein Jahr nach der Geburt des Kindes eingereicht werden. Die Feſtſtellung der Vaterſchaft iſt Aufgabe der mediziniſchen Wiſſenſchaft. Es kann aber nur mit Sicherheit (durch Blutproben) nachgewieſen werden, daß eine Vaterſchaft nicht beſteht; für die Abſtammung gibt es kein ſicheres Beweismittel. Als einziges brauchbares Beweismittel gilt im Geſetz der geſchlechtliche Umgang während der Empfängniszeit. Kann jedoch nachgewieſen werden, daß die Mutter zur Zeit der Empfängnis einen unzüchtigen Lebenswandel geführt hat, ſo iſt die Klage abzuweiſen, da dann die Abſtammung nicht mit Sicherheit feſtgeſtellt werden kann. Unter Umſtänden können alle Männer, die während der Empfängniszeit geſchlechtlich mit ihr verkehrt haben, ſolidariſch unterhaltspflichtig gemacht werden. War die Mutter zur Zeit der Empfängnis verheiratet, ſo kann eine Vaterſchaftsklage nur erhoben werden, nachdem das Kind durch den Richter für unehelich erklärt worden iſt. — Leider kommt es immer und immer wieder vor, daß das Geſetz abſolut machtlos iſt, wenn z. B. der Vater einen falſchen Namen angibt oder einfach verſchwindet und die Frau weder ſeinen Namen, noch irgend etwas anderes von ihm weiß. Solche Fälle ſind ganz hoffnungslos. Ein Vaterſchaftsprozeß ſollte aber, wenn ein auch nur kleines Beweismittel vorhanden iſt, durchgeführt werden, hauptſächlich im Intereſſe des Kindes. Auch für den Mann iſt es gut, wenn er zur Verantwortung erzogen wird.

4. Wahrung der Kindesrechte gegenüber dem Vater.

Die Mutter iſt die geſetzliche Vertreterin des Kindes. Meiſt aber iſt ſie jung, unerfahren, unſelbſtändig, unbeholfen und wagt oft kaum, die rechten Schritte zu unternehmen. Oft fehlen ihr die Mittel, einen Rechtsanwalt zu nehmen. Hier hilft die Vormundſchaftsbehörde, indem ſie jedem unehelichen Kind einen Beiſtand ernennt. Dieſer Beiſtand wahrt in der Regel auch die Rechte der Mutter gegenüber dem Vater. Außerdem muß er ſich auch rein menſchlich der Mutter und des Kindes annehmen, für Arbeit ſorgen, einen Koſtort für das Kind ausfindig machen, uſw. Die Anzeige bei der Vormundſchaftsbehörde vor der Geburt des Kindes iſt ſehr zu empfehlen, denn oft braucht die Frau gerade in dieſer Zeit beſonders eine moraliſche und finanzielle Stütze. Die Amtsvormundſchaft iſt ein großer fürſorgeriſcher und vorſorglicher Schutz für Mutter und Kind. Sie beſtellt, wo es nötig iſt, dem Kind einen geſetzlichen Vormund, und wenn die Mutter nicht dazu fähig iſt, nimmt ſie ſich der Erziehung des Kindes an, eine oft ſehr ſchwierige Angelegenheit. Da oftmals ein Vater immer wieder verſucht, ſich um die Alimente zu drücken, iſt auch in dieſer Beziehung der Vormund eine wichtige Hilfe für die Mutter. Er kennt die Geſetzesbeſtimmungen und ordnet dieſe Angelegenheiten. Der vormundſchaftliche Schutz iſt auch ſehr notwendig, wenn ſich die Frau wieder verheiratet und zwiſchen dem Ehemann, den ehelichen Kindern und dem außerehelichen Kind Schwierigkeiten entſtehen. Die Aufgabe des Vormundes iſt es dann, über das Wohl des Kindes zu wachen und die Mutter oder die Eltern zur richtigen Verantwortung zu erziehen.

Heute ſind das eheliche und das außereheliche Kind noch nicht gleichgeſtellt und die Schutzbeſtimmungen des Z. G. B. werden lange nicht in allen Fällen durchgeführt. Wir hoffen zuverſichtlich auf eine allmähliche beſſere Geſtaltung der jetzt oft ſo ſehr traurigen Verhältniſſe.

---

* Nach einem Vortrag, gehalten von Dr. Margrit Schlatter an der Schweiz. Tagung für Mütter- und Säuglingshilfe.

Ein Beſuch der Wohnſtätte Eleonore Duſes in Aſolo.

Am 21. April 1924, fern von der Heimat, im Norden Amerikas, hat Eleonora Duſe ihr ruhm- und leidvolles Daſein ausgehaucht. Ihr letzter Gedanke galt ihrem geliebten Aſolo, in deſſen paradieſiſcher Natur ſie ihre Ruheſtatt zu finden wünſchte. Zur Feier ihres 10. Todestages erſchienen Abgeordnete der ganzen Nation und der Kunſt an ihrem Grabe, um durch Anſprachen und Blumenſpenden ihrer Verehrung Ausdruck zu verleihen. Die Straße, die zu der „Caſa del arco“ führt, ſteht verlaſſen. Am Ende ihrer dunklen Bögen badet klares, gelbes Morgenlicht den Marienaltar, der hinter Gittern in die Wand des Hauſes, jenſeits des Torbogens, eingelaſſen iſt. Neben der kleineren der beiden Haustüren hängt eine Tafel: „A Eleonora Duse, figlia ultimogenita di S. Marco, apparizione melodiosa del patimento creatore e della sovrano bontà. ‚Questa casa tranquillo riposo della grande attrice nel primo annuale della sua morte Asolo consacra 21 Aprile 1925.“ Das Haus iſt von einer Amerikanerin erworben worden und wird ganz im Sinn und Andenken ſeiner früheren Beſitzerin wieder hergerichtet. Denn: „Mein geliebtes Aſolo iſt vernachläſſigt, daß man es faſt nicht mehr lieben kann“, klagte die Duſe einſt ihren Freunden in Meran, doch wer es zum erſtenmal betritt, wird ſchon im Treppenhaus gefangen von dem Geiſt vornehmer, verhaltener Schönheit, den es in allen ſeinen Räumen mit den großen Verhältniſſen und ſchlichten Linien ausatmet. Gebräuntes Holzgeländer an elfenbeinfarbener Mauerwand, leitet durchs Treppenhaus nach oben, wo durch eine mit roten Flieſen belegte Loggia wieder dieſes wundervolle, blaßgoldene Morgenlicht von der Gartenſeite hereinflutet und zum Altane lockt, der ganz von blaßgelben, büſchelweis wachſenden Kletterroſen bekleidet iſt. Die Südwand des Hauſes, in eigenwilliger Weiſe halbrund vorgewölbt, umſchließt ein Wunder von Garten, eine Wirrnis aus langen blauen Irisbändern. Rebenlauben, Terraſſen, überwuchert von Ginſter und ſtarkduftenden Kräutern, grünverſponnen von Roſen bis unter das Dach. In ſeinem Anblick, in der verwunſchenen Stille, in der Wolke lauer Blütendüfte, verliert ſich das Gefühl für Zeit und Ort. Offen ſteht jeder Raum. Im großen Saal, darin die Gäſte empfangen zu werden pflegten, ſtand nichts mehr als ein großes, grünes Sofa vor weitem Kamin. Schwalben flogen zu den offenen Fenſtern ein und aus. Sie haben im Nebenraum, an einem der bemalten Deckenbalken ihr graues Neſtchen hängen. Zwei Stuben im obern Stockwerk haben Eleonora Duſe gedient, wenn ſie allein und ohne Gäſte war: Ein kleiner Wohnraum, das Schlafgemach daneben. Die Decke war auch hier wie überall aus

---

ſchen Ausgeglichenheit ihres Weſens um ihn jene Atmoſphäre der Geborgenheit, deren er für ſeine künſtleriſche und menſchliche Entwicklung bedurfte. Sie ertrug die Ausbrüche ſeines ungebärdigen Temperamentes mit der nimmermüden Geduld der liebenden Frau, fand ſich willig in die ungewohnten Beſchränkungen, die das gemeinſame Leben ihr, der bisher in allen Stücken Selbſtändigen, auferlegte und brachte als die große Künſtlerin, die ſie war, ſeiner Arbeit das weiteſtgehende Verſtändnis entgegen. Was aber ihrem Charakter das ſchönſte Zeugnis ausſtellt, das iſt ihr Verhältnis zu Eliſe Lenſing. Sie war es, die durch ihre warme Herzlichkeit und Fürſorge in das zerſtörte Leben der unglücklichen Frau noch ein wenig Glück zu bringen ſuchte und ſich damit die Einſame zur treueſten und ergebendſten Freundin gewann. Durch eigenes, ſchweres Erleben frühzeitig gereift, erfüllt von warmem Mitgefühl, begriff ſie beſſer als Hebbel dies je gekonnt hat, die Kataſtrophe im Leben der Verlaſſenen. Als ſie kurz nach ihrer Verheiratung mit dem Dichter den Tod des kleinen Ernſt, Eliſens und Hebbels Söhnchen, erfährt, iſt das erſte, was ſie ihrem Gatten ſagt: „Laß ſie — die Mutter — zu uns kommen, laß ſie gleich kommen.“ Sie nimmt die Verzweifelte wie eine Schweſter in ihrem Hauſe auf und gibt ihr, als Eliſe nach Jahresfriſt nach Hamburg zurückkehrt, ihren eigenen unehelichen Sohn Carl zur Pflege und Erziehung mit. Eliſe wird hinfort Chriſtinens Haus als das ihre, ihr eigenes beſcheidenes Heim als Chriſtinens empfinden dürfen. Mit Recht ſchreibt ſie einmal an ihre „liebſte Tine“: „Jetzt iſt unſer Verhältnis gewiß eines von denen, deren es wenige gibt.“ Ueber tauſenderlei Dinge verſtändigen ſich die beiden Frauen und Chriſtine ſucht oft genug ohne Hebbels Wiſſen durch größere und kleinere Geldſendungen das harte Los Eliſens, die dem Dichter ſeinerzeit ihr ganzes Vermögen geopfert hatte, zu erleichtern.

Auf ihr ſelber ruhte ja von früh auf die Bürde eines ſchweren Lebens; kein Wunder, daß ſie Eliſens Nöte beſſer als eine andere verſtand. Chriſtine Engehauſen war 1817 in Braunſchweig geboren und mußte ſchon als Kind der verwitweten mittelloſen Mutter beim Geldverdienen helfen. Mit neun Jahren trat ſie in das Kinderballett des braunſchweigiſchen Hoftheaters ein und wurde auch im Schauſpiel in Kinderrollen beſchäftigt. Als ſie vierzehn Jahre alt war, entdeckte man ihr großes Talent; durch den damaligen Dramaturgen wurde ſie nach Bremen empfohlen, wo ſie ſich als Jungfrau von Orleans, Luiſe Millerin und Tony ihre erſten großen Erfolge errang. Nach einem Jahre kam ſie nach Hamburg und hier ſah Hebbel ſie zum erſten Male auf der Bühne, ohne indeſſen ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen. Sie ſelbſt hörte von „Judith“ und „Maria Magdalena“, aus welch letzterem Stück ihr das eigene Schickſal erſchütternd entgegentrat. „Ich war,“ ſagt ſie ſpäter, „nachdem ich es zu Ende geleſen, zerſchmettert! Ich ſah in Meiſter Anton und in Hebbel meine Richter — letzterem wünſchte ich nie zu begegnen! 1840 wurde Chriſtine als kaiſerlich-königliche Hofſchauſpielerin an das Wiener Burgtheater verpflichtet, wo ſie ſich lange Zeit energiſch für die Aufführung von Hebbels „Judith“ einſetzte; dieſe Rolle ſollte ſpäter eine ihrer berühmteſten Leiſtungen werden. Die Ende 1845 durch Vermittlung eines gemeinſamen Bekannten herbeigeführte Begegnung mit dem Dichter hatte für beide von Anfang an etwas Schickſalsvolles, fürs Leben Bindendes. „Ich ſah dies ſehr ſchöne Mädchen mit dem edlen Herzen, das ſich in jedem Blick, jedem Wort ausſpricht, keine dreimal, als mir der volle Inhalt des Lebens, den nur die Liebe heraufbeſchwört, wieder nahe trat,“ ſchreibt Hebbel an einen Freund.

Chriſtine iſt ihrer dreifachen Aufgabe als Gattin Hebbels, als Mutter ſeines Kindes und als Künſtlerin in bewundernswerter Weiſe gerecht geworden. Hebbels Teſtament, ſeine Briefe und Tagebücher beweiſen aufs deutlichſte, welche unendliche Liebe und Dankbarkeit ihn bis zu ſeinem Tode an ſie band. Daneben war und blieb dieſe Frau eine hohe und begeiſterte Prieſterin der Kunſt. Hebbels Briefſtelle: „Ach ſähen Sie die Enghaus einmal auf der Bühne! Jetzt die einzige tragiſche Schauſpielerin Deutſchlands! Keime zum Allerhöchſten! Dies ſagt der Dichter, nicht der Liebhaber!“ wird durch zahlloſe begeiſterte Zeugniſſe der Zeitgenoſſen bekräftigt. Keine idealere Interpretin hätte ſich der Dichter für ſeine großen tragiſchen Frauengeſtalten denken können; für Judith, Brunhilde und Marianne, welch letztere nach ſeinem eigenen Bekenntnis das Abbild Chriſtinens iſt.

Siebenundvierzig Jahre hat Chriſtine Hebbel überlebt. Ihr Daſein war nach ſeinem Tode ganz dem Gedächtnis an ihn, der Sorge um ſeinen Nachruhm, der Zuſammenarbeit mit Biographen und Herausgebern ſeiner Werke gewidmet. Sie hat in ihrem langen und reichen Leben aufs ſchönſte bewieſen, zu welch begnadetem Wirken die Frau fähig iſt, die in reiner und ſelbſtloſer Hingabe einer großen Idee u. einem großen Menſchen liebend dient. M. N.

dieſem warmen, geſchwärzten Balkenwerk, nach venezianiſcher Art auf reiche Weiſe mit Gold ausgelegt, türkisblau und rubinrot bemalt. Im Schlafraum ſtanden viele Möbelſtücke aufgetürmt. Ein zierlicher Schreibtiſch mit eingelegter Platte guckte unter herabgefallenem Tuch hervor. Unter dem Arco ihres Hauſes hinweg leitet der Weg hinüber zum ſilbernen Hügel, wo ihr Grab ſich befindet. Ein einfach zubehauener, grauer Stein, vom geheiligten Grappa hergebracht, ruht über der gelben Erde und trägt ihren Namen; darunter die Daten von Geburt und Tod. Eine uralte Zypreſſe hält Wacht; eine Gruppe alter, maleriſcher Fichten beſchattet das Grab. Durch eine Lücke im dunklen Blättervorhang ſchimmert das blaſſe Gold der reichen, weiten Ebene, die in der Ferne an die Lagunen grenzt. Von den hundert Horizonten Aſolos trägt der Wind laue Irisdüfte und die herberen von Ginſter und Wachholderbüſchen herüber und ſchüttet ſie über das Grab. Keines Menſchen Tritt zerbricht die Stille oft wochenlang. Lerchen ſingen, Schwalben jauchzen, große bunte Schmetterlinge wiegen ſich im Sonnenlicht, und im Summen der goldenen Bienen gehn ihre Worte: „Vado nel vento".

C. L.

Vom Wirken unſerer Vereine

XVII. Ferienkurs für Fraueninteresſen des Schweizeriſchen Verbandes für Frauenſtimmrecht in Bulle (Kt. Freiburg)

vom 15. bis 20. Juli 1935.

Als die Sommerferien näher rückten und Ferienpläne ein wichtiges Geſprächsthema wurden, frug mich jemand: „Was iſt denn ſo „Glüſtigs" an den Ferienkurſen, daß Sie immer wieder hin gehen? Es iſt doch ſicherlich jedes Jahr eine Wiederholung."

Gewiß iſt es eine Wiederholung des praktiſchen Teiles des Kurſes. Die neuen Kursteilnehmerinnen freuen ſich über die Gelegenheit, das Leiten eines Vereins, einer Sitzung durch praktiſche Uebungen zu lernen und über alles, was mit Vereinsweſen zuſammenhängt, gründlich orientiert zu werden. Mit Begeiſterung üben ſich die Kursteilnehmerinnen im Präſidieren, Referieren, Protokollieren etc.

Was mich perſönlich immer wieder „glüſtig" dünkt in dieſen Ferienkurſen iſt die Gelegenheit, geiſtige Anregungen genießen zu können, losgelöſt von Haushalt-, Vereins- und Berufspflichten. Ferner bei den Mahlzeiten die ungezwungene Ausſprache mit Frauen, die im Berufsleben oder in der ſozialen Arbeit ſtehen. Freudig ſtimmen die gemeinſamen Ausflüge: dieſen Sommer konnten wir die Schönheiten des Greyerzerlandes kennen lernen. Einen beſonderen Reiz hat es, einmal nicht als Außenſtehender an einem Orte zu ſein, ſondern mit einem Teil der einheimiſchen Bevölkerung in Kontakt zu kommen und einzelne Frauen der verſchiedenſten Kreiſe bei der Arbeit in den Kurſen kennen zu lernen. Für die Zuſammenarbeit der Frauen auf allen Gebieten iſt dieſer Kontakt ſo ſehr wichtig.

Viel Wiſſenswertes und viel Neues gab uns der Vortrag von Mme. Gérmain aus Chambéry über „die Frauenſtimmrechtsbewegung in Frankreich".

Durch Frl. Dr. Grütters (Bern) temperamentvolle Art und Weiſe, den ganzen Verlauf des „Kongreſſes des Weltbundes für Frauenſtimmrecht" zu ſchildern, glaubten ſich alle Zuhörerinnen nach Iſtambul verſetzt; alle freuten ſich über die großen Fortſchritte der Frauenbewegung in der Türkei.

Ueber die Entwicklung der Volksbildungsheime in der Schweiz referierte Schweſter Anni Pflüger aus Zürich. Durch ihre warme Schilderung hat ſie dieſer Inſtitution viele neue Freunde gewonnen.

Frl. Dr. Eliſabeth Rotten's (Saanen) Vortrag über: Demokratiſche Erziehung, „ein Pfeiler im internationalen und ſozialen Aufbau" war für viele ein Erlebnis und ein Appell an das Gewiſſen.

Leider war Herr Thélin vom B. I. T. in Genf durch Krankheit verhindert, nach Bulle zu kommen, um über „Die Rolle der Frau in der ſchweizeriſchen Volkswirtſchaft" zu ſprechen. Er ſandte ſeinen Vortrag ein und Frau Dr. Leuch las ihn vor. An Hand von Statiſtiken zeigte Herr Thélin, welch wichtige Rolle die Schweizerfrau im Wirtſchaftsleben ſpielt. Es war wohltuend zu hören, wie warm ſich Herr Thélin für die Arbeit der Frau einſetzt und erklärt, daß die Unterdrückung dieſer Arbeit eine ſoziale Ungerechtigkeit wäre. Deutlich zeigte er, daß die Erwerbsarbeit der Frau keinerlei Schuld trägt an der jetzigen Wirtſchaftskriſe. Mit dankbarer Begeiſterung wurde dieſer Vortrag aufgenommen.

In verſchiedenen Orten in der Umgebung von Bulle wurden Propagandavorträge für das Frauenſtimmrecht gehalten. Die Diskuſſionen nach den Vorträgen ergaben oft intereſſanten Aufſchluß über die Mentalität der Zuhörer.

In jedem Ferienkurs wird ein geſelliger Abend veranſtaltet, zu dem viele einheimiſche Familien eingeladen werden. In Bulle verlief der Abendanlaß ſehr angeregt. Nach Anſprachen, Geſang und Produktionen ergab eine Tombola 80 Franken, die der Inſtitution der Suppenküche für arme Schulkinder übergeben wurden.

Im Flug vergeht gewöhnlich dieſe Ferienwoche; jede Teilnehmerin geht heim mit neuem Mut und neuem Anſporn, ſich für die Frau, ihre Arbeit und ihre Beſtrebungen einzuſetzen.

Mme. Gérmain ſagte uns beim Abſchied, die Frauen der ganzen Welt ſollten ſich die Hand reichen zur gemeinſamen Arbeit und zur Erhaltung des Friedens.

F. B. H.

Ein temporäres Bureau des internat. Stimmrechtsverbandes in Genf.

Wie in allen vergangenen Jahren wird der internationale Stimmrechtsverband auch dieſes Jahr während der Völkerbundsverſammlung in Genf ein zeitweiliges Büro eröffnen, das allen bei jener Gelegenheit dort anweſenden oder durchreiſenden Anhängerinnen der Frauenbewegung als Verſammlungszentrum und Treffpunkt dienen ſoll. Wie letztes Jahr wird dieſes Bureau ſich in den Räumen des internationalen Frauenabrüſtungskomitees, rue Adhémar Fabri 6, Place des Alpes befinden, wodurch ein enger Kontakt mit einer der bekannteſten und eifrigſten Frauenorganiſationen hergeſtellt ſein wird. Da zudem das Büro vom Sekretariat des Völkerbundes nur wenige Minuten entfernt iſt, können die Beſucherinnen allem, was Wichtiges in Genf zu jener Zeit internationaler Ereigniſſe ſich abſpielt, beiwohnen. Wie gewöhnlich ſind im Bureau dann Eintrittskarten zu den Völkerbundsverſammlungen zu haben, Frauenzeitungen liegen auf, Adreſſen und Erkundigungen jeder Art werden vermittelt, Tee ſerviert. Gemeinſchaftliche Anläſſe und Plauderſtunden werden die Bekanntſchaft mit hervorragenden Vertreterinnen der Frauenbewegung vermitteln.

Das Büro wird eine Woche vor Beginn der Völkerbundsverſammlung, Montag, den 2. September, und alle Tage nachher je von 14 bis 18 Uhr, mit Ausnahme der Sonntage, offen ſein. Da der Vorſtand des Verbands auf den 5. September zu einer wichtigen Sitzung einberufen iſt, iſt auf die Gegenwart nicht nur der in Genf lebenden Mitglieder: Frau Adele Schreiber, Fräulein Gourd, Frl. Ginsberg, ſondern auch der Präſidentin Mrs. Corbett Aſhby, der Vizepräſidentinnen Frl. Manus, Frau Plaminkowa, Frau Malaterre-Sellier und anderer zu zählen. Alle Mitglieder und Leſerinnen mögen alſo Adreſſe und Eröffnungszeit des Bureaux ſich merken. Sie werden dort warm empfangen werden und alles finden, was ihnen den Aufenthalt in Genf angenehm und nutzbringend geſtalten kann.

Von Kurſen und Tagungen

Vom 5. bis 10. Auguſt findet in Spiez ein **Ferienkurs des ſchweiz. Vereins der Gewerbe- und Hauswirtſchaftslehrerinnen** ſtatt, verbunden mit deſſen 28. Generalverſammlung Kurslokal: altes Gemeindeſchulhaus. Kursgeld für Mitglieder Fr 10.— für den ganzen Kurs; 2 Fr. für einen halben Tag und 1 Fr. für einen Vortrag. Für Nichtmitglieder das Doppelte.

Aus dem Programm:

„Aperçu des différentes Méthodes en usage dans l'Enseignement Ménager", von Schweſter Marie-Marthe Franeey, Seminarlehrerin in Freiburg.

„Einfache Verzierungen für Kleider und Wäſche" von Frl. Hedwig Fiſch, St. Gallen.

„Familie und Volksgemeinſchaft" und „Erziehungswerte", von Dr. Fritz Wartenweiler.

„Keramik", von Hrn. Herrmanns, Fachlehrer für Keramik, Bern.

„Die Methodik des Gewerbeunterrichtes", von Frl. Schenker, Zürich.

„Diſziplinfragen", von Herrn Dr. F. C. Endres, Küßnacht.

„Die Heimarbeit im Berner Oberland", von Hrn. Dr. Born, Interlaken.

„La Tenue rationelle d'une Maison selon les exigences actuelles", von Frau Mellet-Briod, Seminarlehrerin in Lauſanne.

„Die Pſychologie unſerer Schülerinnen", von Herrn Dir. Dr. Tramer, Roſegg-Solothurn.

„Die Ernährung unſerer Bergbewohner" (Graubünden, Berner Oberland).

Tägliches Morgenturnen im Strandbad, bei Regen im Schloß Spiez, unter beſonderer Berückſichtigung der „Ermüdung im Haushalt und deren Ausgleich".

Schwimmen nach Verabredung. Leiterin Frl. Eva v. Pépy, Turnlehrerin in Spiez.

Eine Schweiz. Fach- und Kochkunſtausſtellung

findet vom 17. Auguſt bis 15. September in Zug ſtatt. Die Abteilung „Hausküche" der Kochkunſtkommiſſion erläßt einen Aufruf an die Hausfrauen zur Beſchickung der Ausſtellung mit irgendeinem vorzüglichen Familiengericht, einer Hausſpezialität, mit kunſtgerecht eingemachten Nahrungsmitteln, um ſich die Anerkennung in Form eines Diploms 1., 2. oder 3. Ranges mit goldener, ſilberner oder bronzener Medaille zu erwerben. Bei der Beurteilung dieſer Hausfrauengerichte wird weniger auf kunſtvolle Zuſammenſtellungen als vielmehr auf einfache, mundgerechte Aufmachung geſehen.

Kleine Rundſchau

Das kirchliche Frauenſtimmrecht im Kanton Bern.

Nach dem Verwaltungsbericht der Direktion des berniſchen Kirchenweſens haben bis Ende 1934 von den ca. 200 reformierten und den vier chriſtkatholiſchen berniſchen Kirchgemeinden im ganzen 81 das beſchränkte oder unbeſchränkte Stimmrecht der Frauen eingeführt.

a) Das beſchränkte Stimmrecht beſteht in 44 Kirchgemeinden.

b) Das unbeſchränkte Stimmrecht in allen kirchlichen Angelegenheiten (ohne paſſives Wahlrecht) haben 12 Kirchgemeinden.

c) Das unbeſchränkte Stimmrecht mit paſſivem Wahlrecht genießen 25 Kirchgemeinden.

Eine größere Anzahl von Kirchgemeinden hat laut amtlichen Feſtſtellungen die Anpaſſung ihrer Reglemente an die Vorſchriften der einſchlägigen Geſetze von 1917, 1929 und 1930 noch nicht vorgenommen.

Sprechende Zahlen.

Die unehelichen Geburten in der Schweiz ſind zahlreicher, als obenhin gedacht wird. So zählte man 1932 neben 65,794 Kindern aus ehelicher Verbindung

2856 Kinder,

die den Schutz durch ein Elternpaar als „unehelich Geborene" vermiſſen müſſen. In den verſchiedenen Kantonen ſchwankt die Zahl der unehelich Geborenen von 2,3 bis zu 11 vom Hundert. Am höchſten war ihre Zahl in Baſelſtadt, wo von insgeſamt 2014 Geburten 201 Kinder außer der Ehe geboren wurden. Am wenigſten, nämlich knapp 2 Prozent unehelich Geborene weiſt der Kanton Uri auf. So bedrückend dieſe Zahlen ſind, ſo kann doch, gemeſſen an früheren Statiſtiken, feſtgeſtellt werden, daß die Zahl der unehelich geborenen Kinder bedeutend kleiner iſt als ſie es in früheren Jahrzehnten war.

Eine der letzten Burgen gegen die ſtudentiſche Gleichberechtigung gefallen.

Der Rat der Univerſität Oxford hat jetzt die letzten Schranken niedergelegt, die die Frauen hinderten, die gleichen Hochſchulgrade wie der Mann zu erreichen. Die Gleichberechtigung der männlichen und weiblichen Studenten iſt nunmehr in Oxford vollkommen durchgeführt, im Gegenſatz zu Cambridge.

Eine hundertjährige „Garibaldinerin".

In Genua wurde ein eigenartiges Geburtstagsfeſt gefeiert. Virginia Prevoſti, die Köchin Giuſeppe Garibaldis, des großen italieniſchen Freiheitskämpfers, wurde hundert Jahre alt. Die alte Frau iſt in der großen Hafenſtadt eine bekannte Perſönlichkeit. Als ein junges Mädchen vom Lande, blond und hochgewachſen, kam ſie aus der Umgegend von Turin nach Genua, um Arbeit zu ſuchen. Es war zur Zeit, als die Stadt den General Garibaldi, der damals am Anfang ſeines Ruhmes ſtand, als gefeierten Gaſt beherbergte. Als ſich das junge Mädchen im Palazzo Aſſarotti, in dem der Freiheitsheld Aufenthalt genommen hatte, als Küchenmädchen bewarb, wurde ſie zunächſt abſchlägig beſchieden. Durch Zufall begegnete ſie jedoch dabei dem General, der von ihrer Schönheit ſo entzückt war, daß er ſogleich für ihre Aufnahme in ſeinen Haushalt ſorgte. Hier wußte ſich Virginia ſchnell eine unerſchütterliche Stellung zu ſchaffen. Als koſtbarſtes Andenken an Garibaldi bewahrt die Hundertjährige eine Leſefibel. Garibaldi fand eines Tages heraus, daß Virginia weder leſen noch ſchreiben konnte. Er kaufte ihr daher Hefte und Lehrbücher und gab ihr in ſeinen Mußeſtunden den erſten Schreib- und Leſeunterricht. Virginia zeigte ſich ſo gelehrig, daß ſie ſpäter mit dem General in Korreſpondenz treten konnte.

Nur nicht bei uns!

Nun haben auch die Frauen von Chile das Wahlrecht erhalten. Dies Frühjahr beteiligten ſie ſich ein erſtes Mal bei den Gemeindewahlen. In Valparaiſo, Santiago und andern Städten ſind die erſten Gemeinderätinnen nun ſchon an ihrer Arbeit.

Auch in Cuba ſind die Frauen nun gleichermaßen wahlberechtigt wie die Männer.

Verſammlungs-Anzeiger

Zürich: Freitag, den 26. Juli, 15 Uhr, Kaſino Zürichhorn: Internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit, Gruppe Zürich: Zwangloſe Zuſammenkunft mit Frau Olga Miſar, Wien.

Berichtigung.

In der letzten Nummer iſt eine ärgerliche Verſchiebung unterlaufen: Der Autorname Dr. Ilſe Reicke gehört unter den von ihr ſtammenden Artikel „Problem der Müttererholung" und hat nichts mit dem „Rat der Männer" von Eliſabeth Thommen zu tun.

Redaktion.
Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich, Limmatſtraße 25, Telephon 32,203 (abweſend)
Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergſtraße 142, Telephon 22,608.
Wochenchronik und Vertretung für Allgem Teil: Helene David, St. Gallen.
Manuſkripte ohne ausreichendes Rückporto werden nicht zurückgeſandt, Anfragen ohne ſolches nicht beantwortet.

Vorzügliche Sommer-Suppen

die in der heißen Jahreszeit besonders gerne genossen werden, sind Maggi's Teigwaren-Suppen, weil appetitanregend, leicht verdaulich und überaus bekömmlich.

Auch die kurze Kochzeit von nur 10 Minuten empfiehlt Maggi's Teigwaren-Suppen für die heiße Jahreszeit, wo die Hausfrau nicht gerne lange am Herde steht.

Maggi's Teigwaren-Suppen sind:
Fideli, Graupen, Melonen, Riebeli, Riebeli mit Tomaten, Sternchen.

MAGGIs Teigwaren-Suppen

P 220 Z

Welch ein köstliches Gefühl -
Frische Wäsche durch Persil
Persil
Persil
Henkel & Cie. A.G., Basel
DP1606
P 307 Q

Diplomierte
Hausbeamtin
(Schweizerin) empfiehlt sich für Vertretungen in Anstalt oder Privat.
Gefl. Offerten erbeten unter Chiffre D 3671 G an die Publicitas, St.Gallen

Neues Konfitürenglas!
Einfacher dauerhafter Verschluss statt Paraffin, Papier und Schnüre. Billig erhältlich in Haushaltungsgeschäften.
Glashütte Bülach A.G.
P_3Z

Welch edle Perſon
hilft einer bedrängten Tochter, die für für ihre ſeit längerer Zeit kranken Mutter ſorgen muß und jetzt einer Erholung bedarf, für ein Darlehen von 350 Fr. Rückzahlung auf gegenſeitige Vereinbarung.
Offerten unt. Chiffre B 22 an die Expedition des Schweizer Frauenblattes, Winterthur.

PRIVAT KOCH SCHULE VON ELISABETH FÜLSCHER
PLATTENSTRASSE 86 ZÜRICH 7 TELEFON 24.461
P17⁰Z
KOCH KURS
14. Aug.
1. Okt.
je vormittags
6 Wochen
Kochbuch, 3. Aufl. im Selbstverlag oder durch Buchhandlungen zu beziehen. Preis 12 Fr.

P 243 Z
ORO KOCHFETT
Feinstes Spezialprodukt mit höchstem Buttergehalt (25% Butterfett)
Fabr. Flad & Burkhardt A.-G., Zürich-Oerlikon, Telephon 68.445

Haushaltungsschule Zürich
Sektion Zürich des Schweiz. Gemeinnützigen Frauenvereins
Koch- und Haushaltungskurs
für Interne und Externe.
Dauer 5½ Monate. Beginn ca. 20. Oktober 1935.
Prospekte. Auskunft tägl. 10–12 Uhr und 2–5 Uhr d. d. Bureau der Haushaltungsschule, Zeltweg 21a.
P 8575 Z

KÜCHENARTIKEL u. -MASCHINEN
in bewährter, extrastarker Ausführung bei
Schwabenland & Co. A.-G.
Zürich St. Peterstraße 17
Telefon 53.740
P 149 Z

FRAUENSCHULE KLOSTERS
Haushaltungskurs
Dauer 2 Monate, September-Oktober. Durchgreifende, neuzeitliche Einführung.
Prospekte.
P 9066 Ch

Aller Art P 141 Z
Vorhänge
vom ältesten Spezialgeschäft anfertigen und aufmachen.
Frau L. Grob, Zürich
Augustinergasse 52. I. Stock.

Walliser Aprikosen

Brutto	5 kg	10 kg	20 kg
z. sterilis.	Fr. 5.50	10.—	19.—
f. d. Tisch	Fr. 5.–	9.—	17.—
f. Konfitüre	Fr. 4.—	7.50	14.—

franko. Dondainaz, Charrat.

Bücherfreunden empfiehlt sich
Wilh. Aug. Müller Buchhandl. u. Antiquar.
Schützenmattstr. 1, I. Stock, Basel.
P5625 Q

Flechten
jeder Art auch Bartflechten, Hautausschläge, frisch und veraltet, beseitigt die vielbewährte Flechtensalbe „Myra". Preis kleiner Topf Fr. 3. , gr. Topf Fr. 5. . Zu beziehen durch die Apotheke Flora, Glarus. OF13010Z

Literariſche Beilage.

Briefe an Rainer Maria Rilke.*

Schon ſeit einiger Zeit beſitzen wir jenes Inſelbändchen, das die Briefe Rainer Maria Rilkes „An eine junge Frau" aus den Jahren 1919 bis 1924 vereinigt. Heute veröffentlicht Liſa Heiſe, die Empfängerin dieſer Briefe, den aus ihrer Feder ſtammenden Teil des Briefwechſels. Man kann ihr dafür von Herzen dankbar ſein; denn aus der jetzt möglichen Gegenüberſtellung von Anruf und Widerhall, von Frage und Antwort, erwächſt uns hohe Freude und große menſchliche Bereicherung.

Liſa Heiſes erſter Brief iſt einer jener vielen Briefe, die zu allen Zeiten die Dichter aus der anonymen Menge ihrer Leſer als Echo auf ihr Werk zu erhalten pflegen: verehrendes Gefühl durchbricht die konventionelle Schranke des Schweigens, ſpricht den Dank für das im Kunſtwerk Empfangene aus. Aber es iſt ſchon in dieſem erſten kurzen Schreiben ein Klang, den Rilke viel ſpäter in einem Briefe „den Anſchlag an das reine harte Metall der Tatſachen" nennt. Dieſer Unterton, der über das Aeſthetiſche weit hinausreicht oder in viel größere Tiefen hinab, hat ſicherlich den Dichter zur Beziehungnahme mit der unbekannten Schreiberin geführt. „Die tiefe Einſamkeit, in der ich mit meinem kleinen Kind hier lebe, wird durch den reinen Beiſtand Ihrer Kunſt milder und weniger laſtend. Und das iſt ja unendlich viel." Rilkes Antwort auf dieſe knappen Sätze iſt ein gültiges Beweisſtück ſeines künſtleriſchen und menſchlichen Verantwortungsbewußtſeins. Sie iſt datiert aus Soglio, Graubünden, Schweiz, am 2. Auguſt 1919. Der Schlußpaſſus lautet: „Daß Sie zuletzt von Ihrem Kinde ſprechen, gibt Ihrem Brief eine Wendung ins Vertrauen, das ich nicht anders erwidern kann, als mit der vollkommenſten Bereitſchaft, Vertrauen aufzunehmen. Wenn es Ihnen je wohl tut, erzählen Sie mir von dieſem Kinde und von ſich, und wären es viele Seiten. Ich gehöre zu den Menſchen, den altmodiſchen, die den Brief noch für ein Mittel des Umgangs halten, der ſchönſten und ergiebigſten eines. — Freilich muß ich da ſagen, daß dieſe Verfaſſung meine Korreſpondenz zuweilen über das Leiſtbare hinaus vermehrt, daß ferner — oft für Monate — die Arbeit, öfter noch (wie während des ganzen Krieges) eine unüberwindliche „Sécheresse d'âme" mich verſtummen und ſtumm bleiben läßt; aber dafür rechne ich auch menſchliche Beziehungen nicht mit den Maſſen des ſparſamen und immerfort zählenden menſchlichen Daſeins, eher mit denen der Natur —, „ſei dieſes, wenn Sie ſo wollen, fortab Verbindung und Verabredung zwiſchen uns, ich werde lange ausbleiben, aber, wenn es Ihnen recht iſt, immer wieder da ſein, wiſſend, mitwiſſend, wie ich es heute zuerſt habe ſein dürfen."

Auf dieſem ſchönen Vertrage der Herzen beruhen die künftigen Briefe. „Nun will ich nicht mehr über Verlaſſenheit klagen, denn ich bin es nun nicht mehr", heißt es jetzt bei Liſa Heiſe. Aus dieſem Gefühl einer neugeſchenkten Geborgenheit wird ihr auch die Möglichkeit, ſich über ihr perſönliches Geſchick auszuſprechen. Fragen, denen man es anſpürt, wie lange ſie eine einſame Frau mit ſich getragen, werden nun laut: „Warum muß eine Frau ſich immer ſo ganz verſchwenden? Warum iſt ſie immer wieder auf die nämliche Art begeiſtert, hingeriſſen, opferwillig und gläubig, da ſie doch wiſſen müßte, daß ſie in unendlich ſparſamen und wohlabgewogenen Teilen zurückempfängt; und daß immer wieder eine Zeit kommt, in der ſie ſich mühſam wieder ſuchen muß, weil ſie ſich an etwas zu Großes verlor, das in ihr war und über ſie hinaus wuchs? Iſt nicht alles Gerede von der Erlöſung der Welt eitel, ſolange in den Beziehungen zwiſchen Mann und Weib die Gerechtigkeit unvollkommen iſt? Müßte nicht auch der Mann auf dem Grunde ſeines inneren Lebens ein Bild jener Liebe bewahrt halten, die nicht ſo vielem Irrtum unterworfen wäre? Warum iſt er ſo ſchlecht zur Liebe vorbereitet? Iſt es ein Mangel an Willfährigkeit, daß er ſich ſcheut, eine große ſeeliſche Arbeit auf ſich zu nehmen? Aber wir? Müßte uns nicht die Erfahrung des Leidens belehrt haben, maßvoll zu ſein?" Wo könnte dieſe Fragende kundigere Antwort finden als bei Jenem, den eben dieſes Problem lebenslang, bis in die ſpäten Elegien hinein, bedrängt? Rilkes zweiter und dritter Brief an Liſa Heiſe gehören zum Weſentlichen, das er darüber aus „leidenſter Erfahrung" zu ſagen hat.

Liſa Heiſes Briefe, die ſich in ſehr großen zeitlichen Abſtänden folgen, ſind mählich immer dichter erfüllt von den harten Sorgen um die bloße Exiſtenz und die Erhaltung des Kindes Michael. Gibt es ſchöneren Troſt, als jenen, den Rilke ſpendet, indem er ſie um die Nöte ſeines eignen Lebens wiſſen und ſie ſo einmal zur Schenkenden werden läßt? Und mit welch grandioſem Herzenstakt weiß er durch deutendes Verſtehen die täglichen Mühen und Leiden der jungen Frau unter einen weiter umſpannenden Himmel zu ſtellen!

Unter dem neuen überwältigenden Eindruck dieſer Rilkebriefe wird man verſucht, Liſa Heiſes Anteil an der Korreſpondenz allzu leicht zu wägen. Aber man gebe ſich Rechenſchaft, ſo wie es Rilke immer wieder getan hat, wie ſehr ihre ſchlichten Briefe der Ausdruck eines ſchwer gelebten Lebens ſind. Mit Erſchütterung leſen wir etwa die Zeilen vom 6. April 1922: „Die Not überſchattet unſer Daſein dunkler denn je. Bisweilen erſcheint alle Arbeit ſinnlos. Man wirft den Spaten fort und reckt die Arme, um ein Ungeheuerliches aufzuhalten, das immer geſpenſtiſchere Formen annimmt. Wir haben einen harten Winter überſtehen müſſen. Kälte und Waſſernot zwangen uns einen Kampf auf, der alle Kraft und Erfindungsgabe beanſpruchte. Wochenlang haben wir, aus dringenſtem Waſſermangel, alle unſere Mahlzeiten mit Schnee zubereitet. Ueber Nacht gefroren Kiſſen und Decken vom Hauch des Mundes zu einer Eiskruſte, und oft waren wir ſo eingeſchneit, daß wir uns durch hohe Schneewehen einen Weg zur Stadt graben mußten. Stürme tobten, unter denen das leichte Häuschen mit allem Inhalt ſchwankte, und dunkle Winternächte, in denen man vergeblich gegen ein Gefühl der Angſt kämpfte. Trat man aber am frühen Morgen hinaus in dieſe überſtrömende weiße Einſamkeit, dann blühte über dem Wald im Oſten ein Licht von Orange und über den hohen Bogen der Brücke ſtand in einſamer Gegenwart der zunehmende Mond, und man wurde ganz in dieſe Stunde aufgenommen. Aber nun beginnt ſchon wieder die Arbeit im Garten, und ich freue mich auf jeden neuen Morgen. Ich möchte Ihnen viel von unſeren Blumen erzählen, nun, da Sie ſie ein wenig kennen. Von dem Mohnbeet, das mit jedem Abend vergeht und ſich jeden Morgen wieder neu auftut wie zu einer Feier. Von weißen Tabakblüten, die ſich unter der Nacht öffnen, wie die Augen dunkelhäutiger Menſchen, von Malven, die der Wind in weitem Bogen wiegt, und vom Blau des Ritterſporns, in dem der Blick widerſtandslos verſinkt. Ihr Blühen überdauert die Zeiten der Not in einem großen, langausgehaltenen Atem, und die tiefſten Erinnerungen der Jahreszeiten ſpiegeln ſich in ihnen. Ihre Düfte werden bald wieder unſere Wildnis erfüllen, voller und beſtändiger als anderswo. Hier iſt eine tiefere und andere Sicherheit als im Erleben der Menſchen, das oft nur Spiel iſt und Unruhe. Ich denke mir, wie zu den Blumen müßte man zu Ihnen kommen, in einer Stunde am Abend."

Liſa Heiſes letzte Briefe laſſen freundlichere Möglichkeiten für ihre Lebensgeſtaltung ahnen: tiefgreifende Aenderungen künden ſich an, vor denen ihr noch bangt. Auch hier will ſich Rilke noch einmal als Führer erweiſen: „... meinen Sie nicht, allzu nachgiebig zu ſein, wenn Sie ſich ſo verwandelbar bereit fühlen, die Geſtalt eines Schickſals anzunehmen, einzufließen in die unvermutet eröffnete Form einer ausgebildeten Zukunft. Fühlen Sie nicht mehr und mehr hinter den extremen Möglichkeiten dieſes Gehorſams die Konſtante der herzlichen, zugleich ſcheuen und gewagten Unterwerfung? Und was heißt leben, als eben dieſes Wagnis, eine Form auszufüllen, die einem dann eines Tages von den neuen Schultern gebrochen wird ...". Was Rilke ſo aus den Briefen der jungen Frau freudig hinweiſend erkannte, dürfen auch wir jetzt noch einmal miterleben: das in Not und Bedrängnis geſchehende Werden und Erſtarken einer vollgültigen menſchlichen Perſönlichkeit.

A. H.

---

* Liſa Heiſe, Briefe an Rainer Maria Rilke, Verlag Die Rabenpreſſe, Berlin.

Eliza Wille: Erinnerungen an Richard Wagner.

(R. Oldenbourg, München-Berlin, Verlag der Corona Zürich)

„Gewöhnlich blieben die Herren für ſich allein am Vormittag in meines Mannes Zimmer. Wenn ich zugegen war, ſaß ich mit einer Handarbeit beſchäftigt, alles hörend, ſelten mitredend. Die Sitte der Zeit, welcher ich Erziehung und Bildung dankte, hielt es für vermeſſen, daß eine Frau mitredet über Dinge, die ſie oberflächlich kennt, ohne je auf den Grund gegangen zu ſein. Ich hatte von meiner Jugend an viel, unendlich viel geleſen: ein unruhiges ſehnendes Verlangen trieb mich in die Wunderwelt hinein, in welcher die Gedanken vorzüglicher Männer walten und regieren. Eine Fülle von Glück und innerer Seligkeit war dadurch über mich gekommen; aber weder mein Vater, noch andere Männer, die ich verehrte, würden ſich angenehm berührt gefühlt haben, wenn ich mit meinem Wiſſen hervorgetreten wäre; ich ſelber wußte ja auch, wie arm es ſei. — Eine Vielwiſſerin, ein Blauſtrumpf! davor grauſt der männlichen Natur; alle Grazien fliehen vor dieſer. Und weil ich doch gern angenehm ſein und denen, die ich liebte, gefallen wollte, ſo redete ich lieber nicht mit, ſondern ſchrieb nieder was ich dachte, was mich innerlich bewegte und was ich, während ich zuhörte, gleichſam wie der Chor in der griechiſchen Tragödie, mit meinen Betrachtungen in Ordnung brachte." — Dies innere Selbſtporträt,, das die beinahe Achtzigjährige rückblickend zeichnet, wird durch das beigegebene Jugendbild Eliza Willes beſtätigt: eine wenn nicht ſchöne, ſo doch überaus anmutige, junge Frau wendet uns ihren hellen ruhig forſchenden Blick, ein lauſchendes Antlitz zu. Hinter der hohen Stirn ahnen wir kluge Gedanken, und die hochgewölbten Brauenbogen verraten uns die Fähigkeit zu bedachtſamer Menſchenbeurteilung. Der Lederband wird von der kräftigen Hand ſo bewußt gehalten, daß er mehr iſt, als ein zufälliges Attribut, wie es die Maler damals ihren Modellen beizugeben liebten.

Wir kennen aus Gottfried Kellers und C. F. Meyers Briefen und Biographien den Kreis, den François und Eliza Wille in Mariafeld am Zürichſee um die Mitte des letzten Jahrhunderts ſich ſchufen. Der Inhalt eines ſorgfältig angelegten Zettelkaſtens leitet Eliza Willes Gedächtnis „wie die weißen Steine den Däumling im Kindermärchen". So geben denn ihre Erinnerungen ein getreues Bild von Art und Geiſt dieſes geſelligen Zirkels. „Natürlich muß Wohlwollen der Grundton der Geſpräche ſein." mit dieſem Wort ſpricht ſie ein Grundgeſetz ihres Hauſes, wie ihres eigenen Weſens aus. Wohlwollen wird von Eliza Wille niemals im Sinne jener ſnobiſtiſchen Mäzene verſtanden, die den berühmten Gaſt um ſeines klangvollen Namens willen begönnern. Ihr Wohlwollen liegt begründet im gemeinſamen geiſtigen, künſtleriſchen Intereſſe und ſchließt die Anteilnahme am Perſönlichen ſelbſtverſtändlich ein. Eine ſolche Haltung nimmt Eliza Wille auch dem problematiſchſten und berühmteſten Manne ihres Kreiſes gegenüber ein: ſie iſt eine verſtändige und aufrichtige Verehrerin von Richard Wagners Dichtung und Muſik; als mütterliche Freundin ſteht ſie ihm in materiellen und ſeeliſchen Nöten bei. In der ſchönen und echten Beſcheidenheit, die jedes ihrer Worte auszeichnet, ſchreibt ſie: „Wagner war in einer Gemütsverfaſſung, in welcher ein Sohn ſeine Mutter aufſucht, wenn er glücklich genug iſt, eine ſolche noch zu beſitzen. Der ſtärkſte Mann braucht zuweilen ein Herz, das Unzufriedenheit und Klagen, ungerechten Zorn und ſchwerverhaltenen Aerger als vorübergehende Störung anhört." Oder ſpäter: „Er hatte immer Vertrauen zu mir gehabt; er wußte, daß ich herzlich gern helfen wollte, aber nur ſo, wie es mir recht und gut vorkam." Dieſer Nachſatz charakteriſiert Eliza Willes Beziehung zu Wagner: ſie ſteht ihm als ebenbürtiger Menſch gegenüber, dem raſches Abſprechen oder voreiliges Verurteilen ebenſo fern liegt wie blinde Anbetung. Trotz des vertrauten Verkehrs weiß ſie Diſtanz zu halten. Ihre Erinnerungen malen uns keinen „Richard Wagner en pantoufles", ſondern ſtreben nach reiner Objektivität: von der Fülle der Einzelzüge richtet ſich der Blick auf die Geſtalt.

Im Verkehr mit Wagner muß ſich bewähren, was Eliza Wille als die notwendige Vorausſetzung aller Freundſchaft erkennt und ſich notiert: „Ich habe es nie recht gefunden, was der Augenblick im Umgange mit Freunden gibt und zu anderer Zeit wieder aufhebt, als ein unumſtößliches Ja und Nein des Charakters hinzuſtellen." Denn ſein bewegtes Temperament, ſeine ſchwankenden Launen, ſtoßen Menſchen mit weniger großzügiger Buchführung nur allzu leicht ab. Sie aber gibt in „ſeliger Unbefangenheit zum beſten", was ſie eben weiß. Prallt ihre heitere Bemühung an ſeiner umwölkten Stirne ab, ſo wartet ſie in Geduld auf eine freundlichere Konſtellation. Sie hat zu viel Achtung vor den hohen Gaben des Geiſtes und vor den Leiſtungen genialer Menſchen, um nicht auch ihre Schwächen zu begreifen. In ihr iſt der unzerſtörbare Glaube, mit dem ſie Wagner immer wieder zu tröſten weiß, „daß kein bedeutender Menſch lebe, der nicht im Kampfe mit widerſtrebenden Gewalten ſich durchgerungen habe, und ſchließlich ſei er doch zu ſeiner Krone gekommen." Eliza Wille verſteht im Unglück zu tröſten, im Glück ſich mitzufreuen, immer — wenn es ihr recht erſcheint. Wagners überſchwenglich-begeiſtertes Freundſchaftsverhältnis zum jungen Bayernkönig zum Beiſpiel erweckt in ihr Beſorgnis und Mißtrauen. Sie hält ſich fern und zurück. Später aber heißt ſie Wagner mit ſeiner jungen Frau Coſima als erſte bei ſich willkommen.

Was manchen Augen als ein Schönheitsfehler des Buches erſcheinen möchte, iſt zugleich ſein liebenswürdigſter Reiz: daß Eliza Willes heiteres Bild daraus noch deutlicher und unmittelbarer anſpricht als dasjenige Richard Wagners, — trotz der beigegebenen, zum Teil ſehr aufſchlußreichen Briefe Wagners an François und Eliza Wille. Jedenfalls hat ſich der Verlag durch dieſe Neuherausgabe nicht weniger verdient gemacht als durch die frühere Veröffentlichung der Thurn und Taxis'ſchen Erinnerungen an Rilke. Es ſei bei dieſer Gelegenheit auch an die weitern Würdigungen bedeutender Frauen erinnert, die der Verlag der Corona ſich ſchon öfters hat angelegen ſein laſſen. Man erinnere ſich nur etwa an die Aufſätze von Fritz Ernſt über Rahel Varnhagen und Dorothea Schlözer, Martin Bodmers über Selma Lagerlöf.

A. H.

Ein Buch der Erinnerung.*

Da ſitzt eine junge 31jährige Frau in ihrem Garten. Um ſie herum ſpielen ihre drei Kinder. Alles atmet Ruhe und Behagen. Jedoch in der Seele der Frau ſieht es anders aus. Die Lehre von Freud, mit der ſie bekannt geworden, hat ſie innerlich unſicher gemacht. Was war ihr der Gatte? Sie war ſich nicht klar über die Antwort. Da trat D. H. Lawrence in ihr Leben. „Dieſer junge Mann von 26 Jahren", ſo ſchreibt ſie in ihrem Erinnerungsbuch, „ſchien meinen Körper wie meine Seele von meinem bisherigen Leben losgelöſt zu haben. Er hatte mein Schickſal in ſeine Hand genommen. Wir kannten uns kaum 6 Wochen. Aber, ich konnte nicht anders als ihm zu folgen."

Achtzehn Jahre hat die Vereinigung der beiden gedauert bis zum Tode des Mannes 1930. Bei aller gegenſeitigen Liebe war es kein leichtes Leben für die Frau. Erſt die Schwierigkeiten der Scheidung, das ſich Loslöſen von den Kindern, das Widerſtreben der deutſchen Eltern, dann das unſtete Wanderleben mit dem Gatten, deſſen zarte Geſundheit ſtändig eine Quelle der Sorgen für Frieda war. Mit der allergrößten Offenherzigkeit, die überhaupt ihr Buch auszeichnet, ſchildert ſie die Spannungen in ihrer Ehe. Lawrence war in ſeinen Schriften ſtets für die Gleichberechtigung der Geſchlechter auch und vor allem in der Ehe eingetreten. Das ging nun nicht ohne Kampf zu verwirklichen. Dazu traten die Unterſchiede der Klaſſe und der Abſtammung. Er war ein Bergarbeiterſohn, ſie eine adlige, preußiſche Generalstochter aus der bekannten Familie von Richthofen. Daß er Engländer und ſie Deutſche war, haben ſie in den Kriegsjahren nicht als Hemmungen empfunden, da ſie einig waren in der Ablehnung des entſetzlichen Geſchehens. Die Ehe dieſer ungleichartigen Menſchen war nicht frei von Diſſonanzen, und doch konnte Frieda ſchreiben: „Ich hatte gefunden, was mir notwendig war, nun konnte ich geſunden wie eine Forelle im Fluß, wie eine Blume in der Sonne. Ich nahm und gab gleicherweiſe ohne zu denken."

Inzwiſchen hatte Lawrence ſeine Stelle als Lehrer in Croydon aufgegeben und hatte ſich entſchloſſen, fortan als freier Schriftſteller zu leben. Begreiflicherweiſe waren zuerſt die Einnahmen ſehr gering, ſo daß beide ein recht eingeſchränktes Leben führen mußten. Freunde hatten dem jungen damals noch unverheirateten Paar einige Zimmer in einem Bauernhaus in Bayern unweit des Tegernſees zur Verfügung geſtellt, und dort verlebten ſie die erſten glückſeligen Wochen ihres Beiſammenſeins. Dunkles Bauernbrot, dem Engländer bisher unbekannt, Eier und Milch waren ihre Nahrung, im Walde fanden ſie Erdbeeren, Himbeeren und ſpäter Heidelbeeren.

Nach Beendigung der Kriegsjahre begann ein Wanderleben, von dem Lawrence in ausführlichen, reizenden Briefen an „ſeine liebe Schwiegermutter" berichtet. Sie nehmen einen großen Raum in dem Buch ein und zeigen, wie ſehr es Lawrence gelang, nach dem Tod von Friedas Vaters, mit deſſen Familie in innige Beziehungen zu treten. Sie geben uns zugleich ein liebenswürdiges Bild der 76jährigen Schwiegermutter, die der Schriftſteller gern und freudig unterſtützte, nachdem er ſelbſt Anerkennung gefunden und zu Wohlſtand gelangt war. Ein weiterer Reiz des Buches liegt in den wundervollen Naturſchilderungen all der Orte, die das Ehepaar auf ſeinen Wanderungen aufſuchte. Man lernt dabei auch den Dichter Lawrence kennen.

---

* „Not I, but the wind." Memoirs of her husband by Frieda Lawrence, with letters, poems and other hitherto unpublished material by D. H. Lawrence. Publishers William Heinemann Ltd., London and Toronto.

Lilli Haller.

3. Dezember 1874 bis 18. März 1935.

Ein Gedenkblatt von Hedwig Bleuler-Waſer.

Zum erſten Mal las ich dieſen, mir ſpäter ſo teuern Namen über einer kleinen Erzählung in der „Schweiz". Ein armer Schwachſinniger wird aus dumpfer Tierheit erweckt, dadurch, daß man ihm Tiere, Kaninchen anvertraut. Er fühlt ſich nun als verantwortlicher Pflegevater, als Menſch. Mit unendlicher Liebe war dieſes Wandlung beobachtet und dargeſtellt worden. Mein pſychiatriſcher Gatte fand, dieſe Figur ſei nicht, wie ſonſt gewöhnlich die in Erzählung oder Drama auftretenden Geiſteskranken, phantaſtiſcher Willkür entſprungen, ſondern der Natur nachgebildet. Ich freute mich des Lobes, als hätte es eigner Arbeit gegolten und erkundigte mich nach der Verfaſſerin: erfuhr, ſie ſei in Rußland und verlor ſie dann aus den Augen.

Faſt ein Menſchenalter ſpäter trat mir Lilli Haller dann ſelber und zwar gleich allerlebendigſt entgegen. Im literariſchen Lyzeum ſtellte ſie uns Julie v. Bondeli, ihre gelehrte Mitbürgerin, die geiſtreiche Briefſtellerin des 18. Jahrhunderts vor, und insbeſondere ihre Beziehungen zu dem berühmten J. G. Zimmermann. Einfach, ſchändlich habe ſich dieſer falſche Freund der Wehrloſen gegenüber benommen! rief ſie empört. Ich erlaubte mir die Bemerkung, daß ich von zwei geiſteskranken Kindern Zimmermanns Näheres geleſen, und der Vater ſelber ein ſchwerer Pſychopath geweſen ſei. „Meinetwegen! Aber auch als Verrückter hätte er ſich anſtändiger benehmen ſollen!" erwiderte ſie mit blitzenden Augen — flammend wie ein Engel, mit dem Schwerte, der die Unſchuld beſchützt. Und in dieſem Augenblicke war es, daß ich die grad eben wenig logiſche Lilli lieb gewann. Solche ritterlichen Frauen, die ſich wie Schweſtern für Beleidigte einſetzen, eben ſolche könnte man brauchen in unſerer lauen Welt! dachte ich, das edle Geſicht betrachtend, das in der Erregung wie im Feuer der Jugend aufblühte. — Mein nun erwachtes Intereſſe für ſie gewann neue Nahrung durch einen Brief meiner Freundin Ricarda Huch, die während eines Berner Aufenthaltes in den erſten Weltkriegjahren Lilli Haller kennen gelernt hatte. Sie fände es ſchön, ſchrieb ſie, wenn bei Gelegenheit von Lillis in Ausſicht genommenen Umzug nach Zürich wir beide uns näher kamen. Später hieß es, „die Einſamkeit über dem See," ſo ſchön ſie wohl ſei, paſſe nicht zu Lillis Eigenart. Es ſei ſo ſchade, daß dieſe ſich nicht ſo hätte entfalten können, wie es ihrer Natur entſpräche. Sie ſollte Herrin in einem ſchönen Hauſe ſein, wo geiſtvolle und merkwürdige Menſchen aus- und eingingen — oder irgend ein großes Inſtitut leiten — kurz, es fehlt ihr der richtige Rahmen. „Aber für das, was ich meine," fügt ſie reſigniert hinzu, „iſt jetzt überhaupt nicht die Zeit ... Grüße ſie doch bitte taudendmal von mir — ich habe ſie ſo außerordentlich gerne." Die Einſamkeit über dem See belebte ſich allerdings allmälig. Wie viel Liebe und Verehrung Lilli Haller in unſerer Stadt zu wecken verſtand, hätten all ihre Freunde an ihrer Geburtstagsfeier im Lyceum miterleben ſollen. Und ein Heim ſchuf ſie ſich — ſo herrlich wie Ricarda es wünſchte, geſtattete die beſcheidene Lehrerinnenpenſion freilich nicht — aber derart, daß es apart und heimelig anmutete mit den ſchönen alten Möbeln, keine Allerweltsſtuben, ſondern eben Lilli Hallers beſondere Räume. Und ſie, die mich ſchon das erſtemal ſo herzlich darin willkommen hieß, war auch kein Allerweltsmenſch, ſondern durch und durch, um und um eine „Perſon". um mit Gottfried Keller zu reden. Selber echt, mochte ſie auch nur Echtes leiden. Für falſche Töne beſaß ſie ein ſcharfes Ohr. Als eine angeſehene Schriftſtellerin ſie einmal „eine Octave über" anſang, hieß es gleich: Eh, redet ou nit ſo g'ſchwulle!" Für ihre Tonarten und für die Menſchen ſelber war ein feines Unterſcheidungsgefühl ihr eigen. Ich vermute, ihr ſchönes Geſicht konnte auch kühle Abweiſung ausdrücken. Geſehen habe ich das zwar nie, jedenfalls nicht einfachen, guten Menſchen gegenüber. Wie freundſchaftlich ſprach ſie z. B. mit ihrer etwas ungefügen Putzfrau, unter Bekannten „das Cavallo" genannt, das bereit ſchien, ſeine feine Herrin auf dem treuen Buckel über alle Holprigkeiten des Daſeins zu tragen. Wie mögen ihre jungen Schülerinnen, die von Bern und die aus Rußland ſie verehrt haben mit dem feinen Gefühl der Jugend für Herz, Geiſt und Anmut. Von den Ruſſinnen erzählte ſie, daß einſt in einer Klaſſe, die von ihr aufgefordert worden war, eine Probearbeit ohne Hilfe „vornehm und wahrhaftig" zu leiſten; dennoch eine Mogelei vorgekommen ſei. Eine zornige Träne ſchoß ihr ins Auge; ſie wandte ſich ab, vernahm aber ein heftiges Geflüſter gegen die Schuldigen, und in der nächſten Stunde zog die Mädchenſchaar als Bittprozeſſion geordnet herein und umringte ſie, Verzeihung erbettelnd. — Beim zweiten Rußlandaufenthalt als Gymnaſiallehrerin in der Krim hatte ſie ſich einſt mit einem armeniſchen Jungen abzuplagen, der nicht nur ſchlingelhaft ſchlau, ſondern wirklich boshaft geweſen ſei. Der wunderſchöne Schulweg mit dem Blick auf die Roſengärten der Krim erquickte aber die Naturfreundin immer wieder. Viel Freundſchaft und Wärme ſei ihr bei ihren beiden Aufenthalten in Rußland, erſt als Erzieherin, dann nach Vollendung ihrer Studien als Lehrerin entgegengekommen. Tiefen Schmerz bereitete ihr ſpäter das furchtbare Schickſal des Landes in der Revolution; ein ergreifendes Gedicht gibt davon Zeugnis. Noch in ihren letzten Lebenswochen freute es ſie, des Ruſſiſchen noch ſo gut mächtig zu ſein, daß ſie für die „Neue Zürcher Zeitung" eine Szene aus Puſchkin übertragen konnte bei Gelegenheit der Aufführung von Boris Godunoff.

Schwerer als in Rußland ſei es ihr geweſen, in der berniſchen Heimat an die Menſchen heranzukommen, das Mäuerchen zu durchſtoßen, das dort faſt jeder um ſich herum baue. Auch die Erinnerung an die dort verbrachte Jugend barg neben den Seligkeiten ehemaliger Kinderferien im Oberland allerlei ſchwere Eindrücke für die allzu früh des elterlichen Schutzes beraubte und getrennte Geſchwiſterſchar. Und doch war ſie mit den innerſten Wurzeln ihres Seins Bern verhaftet, gerade wie es der ihrem Geſchlecht verwandte große Albrecht von Haller zeitlebens geblieben iſt. Schon ihr urchiges Bärndütſch, das nie von dem altertümlichen „Ihr" ſtatt „Sie" abwich, zeugt dafür. Einem Berner galt ja auch ihre letzte große Arbeit, dem hochbegabten Karl Stauffer. Leider wurde ihr Vollendung ebenſo wenig zuteil wie dem jungen Künſtler ſelbſt. — In Bern ſpielt natürlich auch ihr aus Dichtung und Wahrheit gewirkter autobiographiſcher Roman „Die Stufe" (ſchon lange im Buchhandel nicht mehr erhältlich). Wie gern hätte ich über das ergreifende Buch und das in ihm ringende Schickſal mit Lilli Haller geſprochen. Aber in einem kaum aufgeſchloſſenen Freundſchaftsgärtchen gleich Wurzeln bloßlegen zu wollen, ſchien mir doch allzu gröblich. Daß jedenfalls das im Buche ſo ſchön geſchilderte Verhältnis zu „Regine" Erlebtem entſpreche, war mir bei der erſten zärtlichen Erwähnung der Lieblingsſchweſter klar, mit der ſie zur Erholung von ſchweren Krankheitszeiten einige Wochen in Yvorne, bei der gütigen Frau Forel, der Witwe des Gelehrten, verbrachte.

Jene Schweſter lernte ich dann kennen, als wir im Dezember 1934 im Zürcher Lyceumclub Lilli Hallers ſechzigſten Geburtstag feierten. Meine Phantaſie ſtellte die beiden nebeneinander, wie ſie zur „Stufen"-Zeit ſich zuſammen gefunden haben mochten: die geiſtig-vornehme dunkle Lilli und das

Denn die beiden zogen nun Jahre lang nach Florenz und Sizilien, dann rund um die Erdkugel nach Indien, Auſtralien, Südamerika, nach Frankreich und England und zwiſchendurch auch einmal nach Deutſchland, um die „liebe Schwiegermutter" zu beſuchen, die in Baden-Baden in einem Damenſtift lebte. Die weiten Reiſen, das Leben in freier Natur, beſonders in ihrer „Ranch" bei San Chriſtobal in Neu-Mexiko hatte wohl die Geſundheit von Lawrence gebeſſert. Heilung war jedoch für den ſchwer tuberkuloſen Mann nicht möglich. Als die Aerzte dies beſtätigten, begann der letzte heroiſche Kampf um das Leben des Mannes, den beide Gatten gemeinſam führten, bis der Dichter im Frühjahr 1930 in einer kleinen Villa an der franzöſiſchen Riviera ſeinen Leiden erlag, erſt 44 Jahre alt.

In ihrer Ranch bei San Chriſtobal, nahe dem Urwald, wo beide Gatten ſo gern geweilt, ſitzt nun die 49jährige einſame Frieda und ſchreibt das Erinnerungsbuch, das dem Andenken des Heimgegangenen gewidmet iſt. Dieſes engliſche Buch ſeiner deutſchen Frau iſt keine Lobeshymne auf den Mann. Sie nennt ihn zwar ein Genie und fühlt ſich nicht fähig, ihn in ſeiner Einzigartigkeit und Größe ganz zu ſchildern, aber ſie iſt nicht blind gegen ſeine Schwächen, ſeine Sprunghaftigkeit und Ungleichheit, unter der auch ſie oft zu leiden hatte. Es iſt ein document humain, das wir mit Ehrfurcht und Freude genießen können. R. D.

Bedeutende Frauen der Gegenwart.

Zehn Frauenbildniſſe.

Von Jo van Ammers-Küller.

Carl Schünemann, Verlag, Bremen.

Nach den zwei Bänden, in denen die kurzen Selbſtbiographien der „Berühmten Frauen Europas" von Elga Kern geſammelt wurden, veröffentlicht jetzt Jo van Ammers-Küller eine Anzahl Interviews, die ſie mit zehn „Bedeutenden Frauen der Gegenwart" geführt hat. Die Zuſammenſtellung dieſer Frauenporträts zeugt von der Abſicht, möglichſt verſchiedene Typen fraulichen Weſens und Wirkens zum Ausdruck zu bringen. Wir begegnen der Tänzerin Mary Wigman, jener Elſa Brandſtröm, die von den Kriegsgefangenen der „Engel Sibiriens" genannt wurde. Wir ſprechen Winifred Wagner, die Leiterin der Bayreuther Feſtſpiele, unterhalten uns mit der berühmten Diſeuſe Yvette Guilbert und der Predigerin der Londoner Slums, Maude Royden. Wir machen Bekanntſchaft mit der holländiſchen Frauenrechtlerin Roſa Manus und mit der Vertreterin der Pariſer Haute Couture, Madeleine Vionnet. Wir treten in Beziehung zu Julia Culp, der einſt berühmten Sängerin, lauſchen den klugen Worten der Wiener Pſychologin Charlotte Bühler und freuen uns an Käthe Dorſch, der Berliner Schauſpielerin. Es wird uns leicht gemacht, denn bei all dieſen Frauen ſind wir mit Jo van Ammers zu Gaſt geladen. Unſere Vermittlerin nimmt uns mit zu den elegant ſervierten Tees, in die gut gepflegten Salons, wo ſie von dieſen bedeutenden Frauen der Gegenwart empfangen wird. Dort macht ſie uns auf die durchaus mondäne Erſcheinung der Wiſſenſchaftlerin Charlotte Bühler aufmerkſam, welche die Jahrzahl ihres Geburtsſcheines Lügen ſtraft. Mary Wigman, ſo hören wir, trägt ein Teekleid aus gelben Spitzen, während Madeleine Vionnet, die Modeſchöpferin, ungeſchminkt, korpulent iſt und unelegant gekleidet geht. Yvette Guilbert hat das Ausſehen eines alten chineſiſchen Mandarins; Käthe Dorſch verträgt ſich gut mit ihrem geſchiedenen Gatten, wofür ihr beſonderes Lob gebührt. Winifred Wagner beklagt ſich über die alten mürriſchen Wagner-Tanten, die ſie in ihrer Arbeit behindern.

Es liegt in der Natur ſolch künſtlich inſzenierter Begegnungen, daß ſie Aeußerlichkeiten raſcher ins Licht rücken, als ſie weſentliche Züge aufdecken. Jo van Ammers ſucht dieſen Mangel auszugleichen indem ſie erzählt, was ſie aus anderen Quellen, Biographien, Autobiographien etc. über die in Frage ſtehenden Perſönlichkeiten erfahren konnte. So vernehmen wir zwar manches Wiſſenswerte aus deren Werdegang und Wirkungskreis, doch die Darſtellung verliert zugleich den Charakter des Spontanen, des im Augenblick ſich enthüllenden, im Moment aufgefangenen Bildes.

„Stehen Sie während des Spieles über Ihrer Rolle oder reißt das Spielen Sie ſo vollkommen in ſeinen Bann, daß Sie Ihr eigenes Ich vergeſſen und gewiſſermaßen eins mit der Bühnengeſtalt werden? — Welchem Umſtand ſchreiben Sie es zu, daß Sie über ſo viel mehr Energie und Lebenskraft verfügen als die meiſten Frauen? — Laſſen Sie ſich bei Ihren Entwürfen durch alte Bilder anregen oder wodurch?" — Wir ſpüren es ſolchen kleinen Interview-Fragen an, daß ihnen jene größere Frage zugrunde liegt, die auf das Geheimnis der genialen Perſönlichkeit und ihrer überragenden Leiſtung zugeht. Jo van Ammers trifft allerdings mit ihrer Erklärung dieſes Phänomen nicht ins Zentrum, wenn ſie ſchreibt: „Wenn ich eines gelernt habe von den zehn Frauen dieſes Buches, ſo iſt es das: weniger als je an die Fabel zu glauben, daß Erfolg von Glück oder Zufall abhängt. Erfolg haben heißt Schwierigkeiten beſiegen und an die eigene Kraft glauben, an den gewählten Weg, die erkannte Berufung." Im ſchönſten Abſchnitt ihres beſtgelungenen Aufſatzes bekennt ſich Jo van Ammers zu den Schwierigkeiten ihrer Aufgabe, und mit einem nicht wiedergegebenen Geſpräch offenbart ſie uns am klarſten jenes Rätſel, das Menſchengeſtalt dem Menſchen jederzeit neu aufgibt:

„Mein Beſuch bei der Schauſpielerin Käthe Dorſch iſt beendet. Er hätte viel länger dauern ſollen, es wäre noch unendlich viel zu fragen. Doch während der langen raſchen Fahrt durch Berliner Vororte und hellerleuchtete Geſchäftsſtraßen plaudern in der dunklen Geborgenheit des Wagens zwei arbeitende Frauen, zwei Künſtlerinnen, über ihre Lebenserfahrungen. Vergeſſen iſt die vorſichtige Scheu der Befragten vor Bleiſtift und Notizblock, vergeſſen das eifervolle Bemühen der Ausfragerin, jede wichtige Einzelheit eilfertig zu Papier zu bringen. Eine ſonſt feſtverſchloſſene Welt tut ſich auf, über die man nicht ſchreibt, nicht interviewt, über die man vielleicht nur ein einziges Mal ſpricht mit einem der ſeltenen Menſchen, in denen man jene Köſtlichkeit entdeckt, die Goethe mit dem unſterblichen Wort „Wahlverwandtſchaft" benannt hat." A. H.

Als die Männer im Graben lagen.

Ein Menſch erzählte mir aus ſeinem Leben. Es war eine deutſche Frau, deren Jungmädchen- und erſten Ehejahre in die Kriegszeit fielen. Ihre Geſchichte begann mit den Worten: „Kürzlich ſtarb meine Mutter. Sie kam faſt bis an die Sechzig heran, was erſtaunlich bleibt bei den Laſten, die das Leben ihr aufbürdete. Am höſeſten waren die Kriegsjahre. — Viele, die den Krieg wiſſend miterlebten, ſollen vergeſſen haben, wie es damals war. So hört man oft. Ich kann es nicht glauben. Ich muß, wenn ich ſolche Aeußerungen höre, immer denken, daß dieſe Menſchen dann nicht das Schlimmſte erlebt haben. Die Mütter, die jeden Tag von neuem ratlos waren und von neuem Rat ſchaffen mußten, ſie haben nicht vergeſſen, wie es war! Doch ſo davon zu ſprechen, iſt zu allgemein. Ich muß es von uns erzählen. Von meiner Mutter und von den Leuten, die um uns lebten."

Es war eine ſehr einfache Geſchichte, die mir dann in ſchlichten Worten, in kurzen zierloſen Sätzen erzählt wurde. Sie ging nicht auf künſtleriſche Wirkung oder auf eine ſentimentale Rührung des Lauſchenden aus. Doch manchmal formten ſich Bild und Klang ungewollt zu echter Dichtergröße oder trafen an jene tiefſte Stelle des Gefühls, die wahres Mit-Leiden heißen darf. Denn ein Menſch, der Vieles, Schwerſtes durchlitten und lange geſchwiegen hatte, ſprach ſich zum erſten, vielleicht zum einzigen Male aus.

Da ſah ich denn die Geſtalten dieſes beſcheidenen Lebenskreiſes in ihrem grauen Alltag und in den kärglichen Feſtſtunden, die ihnen vergönnt waren. Das ſorgſam verteilte Licht einer ſcheuen Zärtlichkeit beleuchtete ſie und zeigte die Spuren früher Zermürbung in ihren Geſichtern auf, welche die Notzeit des Krieges über ſie geworfen. Aber es machte auch jenes ſtille Heldentum ſichtbar, das nichts von Kriegsbegeiſterung und Hurrageſchrei in ſich birgt, das nur Liebe, Aufopferung, Entbehren für die andern heißt. Die Mutter, von der mir die Erzählerin ohne Pathos, doch mit größter Gefühlswärme ſprach, jene wortkarge, ſich mühende, ſich erſchöpfende Frau, war vor allen andern mit dieſer unſcheinbaren Gloriole gekrönt. Sie war das in aller Not kräftig pulſende Herz, aus dem das bedrohte Leben ihrer Kinder ernährt und erhalten wurde. Ich hörte vom großen Gartenland, das ſie allein bearbeitete, (denn welche Hilfe ſind ihr Kinderhände, wenn ſie mit dem ſchweren Spaten die ſchwere Erde graben ſollen?), ich war Zeuge ihres nächtlichen Mühens, wenn ſie im eiskalten Waſſer mit gichtigen Händen das Gemüſe zum Markttag rüſtete. Ich freute mich mit ihr und den Kindern, wenn ſie den bepackten Karren zum Schluſſe mit der bunten Ladung ihrer Blumenſträuße ſchmückte. Aber als dann die Kate niederbrannte und kein Obdach mehr war für die vielköpfige Kinderſchar, als die feuchte Kellerwohnung in der Stadt bezogen werden mußte, das Brot immer knapper, die Kinder immer größer und hungriger wurden, als die Fronarbeit bei der hablichen Bäuerin der einzige Weg wurde, um zu einem Speckſtück oder in den Beſitz eines Wollknäuels zu kommen, — da mußte ich mich von dieſer Mutter tief beſchämt. Es wurde jetzt faſt ſelbſtverſtändlich, und war beinahe nicht mehr traurig, daß ihre Tochter ſich in der Munitionsfabrik abarbeitete, auch als ſie kriegsgetraut ihr erſtes Kind erwartete. —

So war es um Frauen und Kinder beſtellt, als die Männer im Graben lagen. Kamen dieſe ſelten genug einmal auf Heimaturlaub, ſo fand ſich kein mehr ganz zurecht. Und die Angſt, die kaum vergangene und die ſchon im voraus geahnte um Mann und Vater erſtickte in den Frauen leicht das Glück einer kurz befriſteten Gegenwart. Es konnte geſchehen, daß ſie in der Stunde des Wiederſehens bitterer weinten als ſie allein es je getan hatten.

Das alles erfuhr ich in wahrer Erſchütterung, das lehrte mich die ruhige Stimme meiner Erzählerin. Sie heißt Käte Keſtien und benennt das Buch, in dem ſie ihre Geſchichte niederlegt, mit dem einfachen Worte: „Als die Männer im Graben lagen". Es iſt im Societätsverlag Frankfurt erſchienen. A. H.

Mechtilde Lichnowsky: Delaïde.

Verlag S. Fiſcher, Berlin.

An Delaïde iſt nicht zu zweifeln und zu deuteln: ſie iſt die ebenbürtige Schweſter jener Lichnowſkyſchen Mädchen und Frauen, die wir um ihrer holden, ſpieleriſchen Grazie und ihren tiefen Herzensernſt ſo ſehr lieben. (Höchſtens iſt ſie körperlich und ſeeliſch zarter organiſiert, ſchutzloſer noch und gefährdeter). Wie jenen allen ſind ihr die Tiere die natürlichſten Gefährten, Mignon, die ſchildpattfarbene Katze, Gottlieb und Giſela, die Mäuſe im grün geſtrichenen Käfig oder die ſchillernde Eidechſe am beſonnten Gemäuer. Tiere ſind gut, Gartenfreuden die einzigen, die man ganz ohne Leid genießen darf. Gibt es nichts Beſſeres in Delaïdes Umkreis? „Was iſt das Schönſte und Köſtlichſte in meinem Leben?" Es iſt bedeutſam für die ſeeliſche Lage der jungen Frau, wie oft ſie ſich dieſe heimliche Frage ſtellt, die ein wenig reſignierte und doch beglückende Antwort iſt es nicht minder: „Das iſt das Kind. Amen." Denn hatte ſie nicht früher, viel früher einmal geglaubt, die Liebe zu ihrem Gatten werde zeitlebens das Köſtlichſte für ſie heißen dürfen? Aber dieſer Baron Robert Laertmeiſter trägt ſeinen verkappt lehrmeiſterlichen Namen mit nicht geringerem Recht als Delaïde den verborgenen Adel in dem ihren. Wenn jene die geborene Künſtlerin iſt, obſchon ſie ſich keine Kunſt zum vollkommenen Ausdrucksmittel geſchaffen hat, ſo iſt er, der Geſchichtsforſcher der geborene Fachmann, trotzdem er ſeine Arbeit als Liebhaberei betreibt. Wir wiſſen es längſt: zwiſchen den Geſchöpfen, die wie Delaïde ſo ganz nach dem Herzen ihrer Schöpferin Mechtilde Lichnowſky ſind und jener Menſchengattung der Pedanten, der Beſſerwiſſer kann es letztlich keine Verſtändigung geben. Hatten die Eltern doch das Rechte getroffen, als ſie Delaïdes frühe Heirat mit Laertmeiſter nicht billigten, „weil er eingebildet und preußiſch iſt?" Delaïde kann das Lieben nicht verlernen; noch immer entzückt ſie ſich am Schwung ſeiner Schläfe oder an einer ihm eigentümlichen Bewegung, noch immer iſt ihr Gefühl dem Gatten treu und ſelbſtlos hingegeben. Aber wie ein verplagtes ſcheues Tier verbirgt ſie ſich ſchließlich in ihrem Gehäuſe. Sie weiß ja: „Von zwei Liebenden iſt immer einer, der mehr liebt als der andere, beſſer, intenſiver, mit mehr Phantaſie, mit größerer Selbſtloſigkeit, und dieſer iſt immer derjenige, der um ſeiner Liebe willen mehr leiden muß."

Wir lieben Delaïde, unſere Sympathie gehört ihr ſelbſtverſtändlich zu. Aber wäre es anders, wenn wir nicht eingangs ſchon um ihren Tod in der Irrenheilanſtalt gehört hätten? Würden wir ihr weniger Glauben und weniger Liebe ſchenken, wenn wir ihre Geſchichte nicht aus dem rotledernen Tagebuche zu leſen hätten, das die Irrenpflegerin ihr in den Sarg legt? — Mechtilde Lichnowſky hätte ohne Schaden für Delaïde auf die nicht ganz glückliche Verwendung dieſer Kunſtmittel verzichten dürfen. A. H.

Marie Bretſcher: Der Wanderer gegen Abend.

Gotthelf-Verlag Bern und Leipzig.

Marie Bretſcher ſchreibt eine Bauerngeſchichte, eine ſchlichte Erzählung, von der man am liebſten nur ſagen möchte, wie gut und richtig ſie geraten ſei. Die von der Dichterin erfühlte und herausgehobene weſenhafte Uebereinſtimmung des bäuerlichen Menſchen mit der ihm zugehörenden Erde ſichert ihrer kleinen Welt natürliche Richtung und organiſche Einheit. Liebe, Leidenſchaft und Haß, Geburt, Krankheit und Tod werden hier nicht als zufälliges, individuelles Schickſal empfunden, nicht als den Einzelnen nur betreffend, beglückend oder bedrohend erlebt. Marie Bretſchers Geſchöpfe ſtehen unter dem Geſchehen als unter einem unabänderlichen Geſetz, dem ſie ſich unterziehen ſo wie der Baum es an ſich Frühling werden läßt, und wie er im Herbſt die Blätter wieder ablegt. Ihr Tun und Laſſen, ihre ſparſamen Gebärden, ihre ſeltenen Worte ſind darum von einer Bedeutſamkeit, die ſymbolhaft über die einzelne Situation hinaus ins Allgemeine weiſt. Die zähe Liebe der alten Bäuerin zu der Erde, auf der ſie ſich ein Leben lang abgerackert, liegt tiefer begründet als in ihrem Geiz. Der Zwang, den ſie auf den Enkel Daniel ausübt, um ihn vom armen Dorfmädchen Anna zu löſen und zur Heirat mit der ſtärkeren, hablicheren Bauerntochter Selma zu beſtimmen, kann vielleicht als die laut gewordene Stimme ihres ganzen Stammes gedeutet werden, der ſich Nachfolge und Erbe ſichern will. Daß die blühende Selma nach der Geburt eines lebensunfähigen Knaben dem Siechtum anheimfällt, iſt wohl für die ganze Sippe eine harte Tatſache. Aber ſie wird nicht anders getragen als etwa ein verfrühter Froſt auf den unabgeernteten Feldern. Nur dem Gatten Daniel ſteigt beim Tode der Frau ein einziges Mal die Frage auf, ob ihn daran perſönliche Schuld betreffe, ob ſie aus Liebesentbehren ſo früh müde geworden. „Er erinnerte ſich des Tages, da ſie von Selmas Heimat zurückgekommen waren. Sie hatten nebeneinander geſeſſen, er hatte ihr ſein Geſicht zugewandt und mit ihr geredet, aber ſein Herz... Vielleicht war es nie ganz dabei geweſen. Wie ein Blitz ſchlug dieſe Erkenntnis ein. Er blickte auf das weiße Geſicht mit den geſchloſſenen Augen." So ſicher wie er im Winter den Frühling voraus weiß, ſinnt er aber jetzt ſchon auf ein Später, da er ſie wiederfinden, da alles beſſer und ſchöner ſein wird. Und das nächſte Kapitel hebt, neues Leben verheißend, an: „Daniel ſäte." So eingebettet in die großen Zuſammenhänge der Natur ſieht Marie Bretſcher ſein kleines Geſchick ſich vollziehen: Wanderer auf der Straße, auf der ihm Liebes und Leides begegnet, auf der er falſche Schritte und frohe, gute Wege geht, auf der Straße, die ihn endlich hinaus in den friedlichen Abend führt. A. H.

Karl Benno von Mechow: Vorſommer.

Roman von A. Langen, G. Müller Verlag.
München, 1934.

Ein Roman, der durch die Zartheit und echte Reinheit des Empfindens wohltuend iſt in einer Zeit, wo viel im unſaubern Waſſer herumgeſchwommen und alles Geheimnisvolle der Seele verlacht wird. Mechow's unbeſtreitbar ſtarke pſychologiſch intuitive Begabung erlaubt ihm, ſeine Geſtalten in ihrem Wert vor uns hinzuſtellen, ohne ihr Weſen in klarer Deutung auseinanderlegen zu müſſen. So liegt über der ſo anziehenden Geſtalt des jungen Mädchens Urſula ein Schleier, der ſie umſo wirklicher erſcheinen läßt, als das Geheimnisvolle dem Leben entſpricht. Und ohne dieſen Schleier zu lüften, weiß Mechow uns von der wunderbar reinen Güte dieſes Frauenweſens zu überzeugen. Nicht weniger lieb wird uns Urſulas Partner Thomas, dem wir, dem männlichen Weſen entſprechend, etwas deutlicher in ſeinen innern Kämpfen folgen dürfen. Das Licht, das aus dem Mädchen leuchtet und ſich über alles ausſtrahlt, führt den Mann auf den Weg, wo er das Leben lieben lernt, und wo er zur Erkenntnis gelangt, daß „man nichts aus dem Herzen verliert, was man nicht ſelbſt daraus ſtößt." Auch die Nebenfiguren ſind mit der Kunſt des Dichters gezeichnet.

Worin aber das Wertvollſte dieſer Erzählung liegt, das iſt im Erwecken eines großen, frohen Gefühls im Leſer, daß man das „Ganze" im Leben ſuchen und lieben kann — den Menſchen, die Natur, die Tiere — und über allem Gott. W. v. P.

Kriſtmann Gudmundsſon: Vorfrühling.

Aus dem Norwegiſchen übertragen. Piper Verlag.
1935.

Es iſt die Geſchichte einer erſten Liebe — zwei ganz junge Menſchenkinder. Das Mädchen natürlich raſcher und wacher, der Junge ſcheu, zaghaft und zurückhaltend. Aber das iſt es, was zum Leid führt. Doch iſt der Junge ſo ſehr wirklichkeitsfern, daß ihm trotz dieſer ſchweren Erfahrung die Welt der Träume nicht zerſtört wird. Auch trägt er die Kraft der Menſchen in ſich, die das Höhere im Leben erkennen. Er nimmt das Schöne ſeines großen Erlebniſſes, an dem er reift, mit in die Zukunft, und man fühlt, daß etwas aus ihm werden wird. Das Mädchen wurde von der Wirklichkeit zu ſtark geſtreift und ſie iſt ſich deſſen bewußt. Aber auch ſie hat dieſes Höhere erlebt, und ſo wird dieſe Liebe für beide etwas Schönes, Reines und Unantaſtbares bleiben, das ſie ihr ganzes Leben hindurch in ſich bewahren werden. Man kann das Buch nicht leicht vergeſſen. W. v. P.

Gabriel Scott: Kriſtofer mit dem Zweig.

Uebertragen aus dem Norwegiſchen von Käthe Miethe. Otto Quitzow Verlag.

Es gibt Bücher, die um die zarten Geheimniſſe des höhern Lebens wiſſen. Wie ſtark erwächſt vor uns die ſeeliſche Kraft dieſes armen, von der Natur körperlich benachteiligten Buben, der ſchon als Kind „das Größte lernte, was überhaupt ein Menſch lernen kann — Ungerechtigkeit zu ertragen". In ſeiner Naturverbundenheit, inmitten ſeiner Tiere, geht ſeine Seele immer wieder dem höhern Leben nach, und in ſtiller unendlicher Liebe iſt ſein Daſein Güte und Wohltun. Die ſchöne Demut und hohe Kraft, die das ganze Buch hindurch in ſeiner unaufdringlicher Art aus dieſem Kriſtofer uns entgegenleuchtet, iſt beglückend. W. v. P.

Eingegangene Bücher:

Ina Seidel: Das Wunſchkind. Roman. Deutſche Verlagsanſtalt, Stuttgart.
Helene Voigt-Diederichs: Dreiviertel Stund vor Tag. Roman. Verlag Eugen Diederichs, Jena.
Romain Rolland: Die Verkünderin. Humanitas-Verlag, Zürich
Chriſtine Holſtein: Die Paſſion des Johann Sebaſtian Bach. Verlag Koehler & Amelang, Leipzig.
Pearl S. Buck: Die Mutter. Roman Paul Zſolnay, Wien.
Vicki Baum: Das große Einmaleins. Roman. Querido Verlag, Amſterdam.
Marie Bretſcher: Der Wanderer gegen Abend. Gotthelf-Verlag, Bern.
Otto Erich Kieſel: Die Ungerufenen. Roman. Verlag Broſchek & Co., Hamburg.
Pierre Claude: Friede am Rhein. Roman. Verlag Oprecht, Zürich.
Elſe v. Haſe-Koehler: Urſula ſchreibt ins Feld. Verlag Koehler & Amelang, Leipzig.
Charlotte v. Zaſtrow-Loeben: Maria Fee. Verlag Koehler & Amelang, Leipzig.
Hermynia zur Mühlen: Ein Jahr im Schatten. Roman. Humanitas-Verlag, Zürich
Maria Veronika Rubatſcher: Luzio und Zingarella. Erzählung. Verlag G. Grote, Berlin.
I. Lukas: Spinnſtubengeſchichten. Eichen-Verlag, Arbon.
Carl Haenſel: Echo des Herzens. Verlag J. Engelhorn, Nachf., Stuttgart.
Erling Tambs: Hochzeitsreiſe — aber wie. Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig.
Hans Trümpy: Du und der verlorene Sohn. Gedichte. Raſcher & Co. Verlag, Zürich.
Annette Merholm: Gedichte und Spiele. Orell Füßli-Verlag, Zürich.
Hermann Hiltbrunner: Liebe zu Frankreich. Verlag Oprecht, Zürich.
D. S. Mereſchkowſkij: Tod und Auferſtehung. Huber & Co., Verlag, Frauenfeld.
Ernſt Baſch: Das Wiederaufbauwerk Rooſevelts. Verlag Orell Füßli & Co., Zürich.
Ruth Schaumann: Ave von Rebenhagen. Verlag Philipp Reclam, Leipzig.
Otto Gmelin u. a.: Der Augenblick. Sechs Erzählungen. Eckart-Verlag, Berlin-Steglitz.
Julie Schloſſer: Fahrt um die Sonne. Furche-Verlag, Berlin.
Dürers Kupferſtichpaſſion. Furche-Verlag, Berlin.
Leo Tolſtoi: Der Engel Gottes. Furche-Verlag, Berlin.
Agnes Miegel: Deutſche Balladen. Deutſche Reihe, Verlag Diederichs, Jena.
Helene Voigt-Diederichs: Aber der Wald lebt. Deutſche Reihe, Verlag Diederichs, Jena.
Charles de Coſter: Smetſe der Schmid. Deutſche Reihe, Verlag Diederichs, Jena.
Friederich Hölderlin: Vom heiligen Reich der Deutſchen. Deutſche Reihe, Verlag Diederichs, Jena.
Havard, der Mann vom Eisfjord. Deutſche Reihe, Verlag Diederichs, Jena.
Ricarda Huch: Im alten Reich. Bd. 3. Verlag Carl Schünemann, Bremen.
Ina Seidel: Dichter, Volkstum und Sprache. Vorträge und Aufſätze. Deutſche Verlags-Anſtalt, Stuttgart.
Hermann Weilenmann: Dichtung und Erlebnis. 12 Schweizer Schriftſteller erzählen von ihrem Werk und aus ihrem Leben. Max Niehans, Verlag, Zürich.
Bettina ſchaut, erlebt, verkündet. Dargeſtellt von Richard Benz. R. Piper & Co., München.
Eliza Wille: Erinnerungen an Richard Wagner. R. Oldenbourg, München-Berlin, Verlag der Corona.
Roentgens Briefe an Zehnder. Verlag Raſcher & Co., Zürich.
Ina Jens: Miraſol. Ein deutſcher Junge erlebt Chile. K. Thienemanns, Verlag, Stuttgart.
Paul Kettel: Schlumm fliegt nach Amerika. K. Thienemanns-Verlag, Stuttgart.

ſeelenvolle liebliche Blondinchen. Groß und gut zu werden wie die Schweſter, habe ihr immer als Ziel vorgeſchwebt, erzählte mir „Regine" ſpäter. Daß die beiden dieſe ſchöne Feier noch zuſammen erleben durften, erſcheint mir als ein Abſchiedsgeſchenk des ſich neigenden Daſeins. Warm eingehüllt in liebende Verehrung, ſtand Lilli ſtrahlend und erzählte uns von ihrem Leben, als einem Gang durch einen Märchenwald, manchmal voller Aengſte vor verirrlicher Wildnis und ſchleichendem Raubzeug, aber auch reich an ſeligen Entdeckerfreuden. So ſei mählich Stufe auf Stufe von ihr erſtiegen worden. — Daß ſie auf der Letzten angelangt ſei, ahnte niemand, die Feſtesfrohe gewiß am wenigſten. — Ich hatte ihr eine junge Zimmerlinde geſchenkt. Ein Lindenblatt ziere ja auch ihr Wappen: „ſeine Form ſei uns geheiligt, weil das Herz dabei beteiligt." Aber die kräftige Pflanze wollte durchaus bei ihr nicht gedeihen. Die Blätter zeigten einen ſeltſamen Trauerrand, ſogar der Herzkeim drohte ſchwarz zu werden. Da trug ſie das Bäumchen zu der gegenüber wohnenden Freundin und Helferin in allen Nöten. Und ſiehe da, die Pflanze erholte ſich faſt von Stund an und trieb neue Blätter. Lilli erzählte mir kopfſchüttelnd die Wunderkur: „Bei mir wars ihr ſcheints nicht recht geheuer. — Ich bin ja auch nicht ſo geſund, wie ich und meine Freunde manchmal glauben", ſetzte ſie leiſe hinzu.

Als ich das nächſte — das letzte — Mal zu ihr kam — wir hatten den Tag zwar beſtimmt, aber nun ſtürmte und goß es ſo erbärmlich, daß ſie mich nicht zu erwarten und ganz in ihre Blätter verloren ſchien. Faſt bereute ich, ſie zu ſtören. Aber ſie begrüßte mich freudig: „Oh, ſieh nur, ich fühle mich wieder arbeitsfähig und ſomit als ein ganzer Menſch!" Mich fand ſie ebenfalls beſſer ausſehend: „Tüet Ihr öuch jetz ou wieder früſch b'chime?" (bekeimen). Sie dachte offenbar an ihr geneſenes Bäumchen. Wir unterhielten uns aufs lebhafteſte über alles mögliche Menſchliche und Literariſche, Ricarda Huch nie zu vergeſſen. Und beim Abſchied beſchloſſen wir, uns dieſen Sommer recht oft zuſammenzufinden.

Dieſen Sommer! Am 18. März iſt ſie geſtorben — und zwar ſo, wie ſie ſichs immer wünſchte, ohne Kampf und viel Getue. Sie wollte beim Gärtner Blumen für eine Kranke holen, von ihrer Getreuen faſt bis zum Ziel hinauf geleitet. Einen jungen Freund, dem ſie dann noch begegnete, lud ſie zum Abendbrot und rief ihm abſchiednehmend zu: „Jetzt geh' ich noch ein bißchen höher hinauf! — Der gute alte Mann trug ihr aus ſeinem Treibhäuſern herzu, was es gerade Schönes gab. Plötzlich bat Lilli die daneben ſtehende Tochter, ihr die Hand zu geben und ſank plötzlich von dem Alten geſtützt, zwiſchen den Blumen nieder. Noch ein paar leiſe Atemzüge und dann — Frieden. — Der Arzt ſtellte nachher feſt, ſie ſei kränker geweſen, als man gemeint und der Tod habe ihr böſe Kämpfe erſpart. Die guten Gärtnersleute erzählten mir ſpäter, Fräulein Haller ſei halt bei den Blumen geſtorben, die ſie ſo gern gehabt — nicht im Straßenſtaub — und morgen kaufe ich ein Buch von ihr, ſetzte das junge Mädchen hinzu. — Die Trauerfeier ſei ſehr ſchön geweſen, wurde mir erzählt, nur war man erſt etwas verwundert, ſtatt eines geiſtlichen Geſangs eine ſüße Liebesweiſe zu vernehmen. Lilli ſelber hatte das früher einmal ſo beſtimmt. — Die Urne wurde von der Schweſter mit nach Bern genommen und ſteht dort in ihrem Garten unter Roſen. Als ſie zum erſtenmal hinunter ging, um alles anzuſehen, ſaß auf dem hohen Stein hinter der Urne ein Buchfink und ſang aus voller Kehle. — Am Tag von Lillis Sterben erhielt eine ferne Freundin noch ein Brieflein aus ihrer Hand, darin die bedeutſamen Worte ſtanden: Ich bin des Alltags müde und ſehne mich nach unbekannten Fernen...